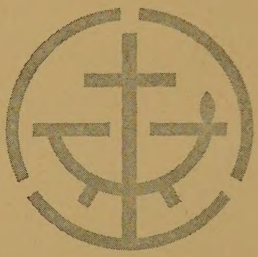
School of Theology at Claremont
1001 1339207

BV
2400
M35
1917

GERMAN



LIBRARY

Southern California
SCHOOL OF THEOLOGY
Claremont, California

Aus der Bibliothek
von
Walter Bauer

geboren 1877
gestorben 1960

Mit herzlichem Gruss
M.

Carl Mirbt

Die Evangelische Mission

in ihrer

Geschichte und Eigenart

J. C. Hinrichs

BV
2400
M35
1917

Mirbt, Karl.

Die Evangelische Mission

Eine Einführung in ihre Geschichte und Eigenart

Von

D. Carl Mirbt
Professor in Göttingen

Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1917

Von demselben Verfasser erschien:

Die evangelische Mission Deutschlands unter dem Druck des gegenwärtigen Weltkrieges.

Verlag der Deutschen Evangelischen Missionshilfe, Berlin. 1917. 50 Pf.

Mission und Reformation. (Flugschriften der Deutschen Evang. Missionshilfe. 7. Heft.)

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh. 1917. 20 Pf.

Alle Rechte vorbehalten insbesondere das der Übersetzung.

Als der Name „Christ" zum ersten Mal in der Geschichte auftauchte (Apostelgeschichte 11, 26), war er die Bezeichnung für eine kleine Gruppe von Menschen, die sich durch ihr Reden von dem Erscheinen des Messias von der jüdischen Religionsgemeinschaft unterschieden. Am Anfang des 20. Jahrhunderts war die Zahl der „Christen" auf etwa 650 Millionen angewachsen, so daß jetzt mehr als ein Drittel der Menschheit sich zu dem christlichen Glauben bekennt. Das Christentum hat also alle anderen Religionen weit überflügelt. Seine Überlegenheit wird dadurch vergrößert, daß es von den Völkern angenommen worden ist, die in der Universalgeschichte der Gegenwart die führende Rolle spielen. Diese einzigartige Entwicklung der christlichen Religion legt die Frage nahe, auf welchem Wege das Christentum in diese bevorzugte Stellung gelangt ist.

Ereignisse wie die Erhebung des Christentums zur Staatsreligion innerhalb des römischen Reiches oder der Übertritt ganzer germanischer Stämme zum Christentum haben auf diese Entwicklung unbestreitbar einen großen Einfluß ausgeübt. Aber sie waren nicht die entscheidenden Ursachen der Ausbreitung des Christentums, sondern die ersten Früchte des von ihm bereits errungenen Sieges. Denn die Voraussetzung dieser Maßnahmen war das Urteil, daß es klug sei, die Annahme des Christentums zu einer öffentlichen Angelegenheit zu machen. Damit aber war ausgesprochen, daß ihm ein größeres Vertrauen entgegen gebracht wurde als den Religionen, die es ersetzen sollte. Es liegt in der Natur derartiger religionsgeschichtlicher Bewegungen, daß das feine Geäder geistiger Wirkungen und Einflüsse sich der geschichtlichen Feststellung im einzelnen meist entzieht, denn die Wirkung von Person zu Person kann nur in Ausnahmefällen nachgewiesen werden. Gerade das Christentum hatte bei seinem geistigen Charakter zu allen Zeiten dem Eindruck der in ihm waltenden Kräfte einen großen Teil seiner Erfolge zu verdanken. In den ersten Jahrhunderten

seines Bestehens tritt diese Seite besonders hervor, denn damals hat es ganz allein durch seinen innern Gehalt auf andere einwirken können. Die Wahrnehmung der Macht des Christentums in einzelnen von ihm durchdrungenen Persönlichkeiten ist aber auch in späteren Perioden und unter andern Verhältnissen ein Hauptmittel gewesen, die Widerstände zu überwinden, die jedem Religionswechsel, und zumal dem Übertritt zum Christentum im Wege stehen, das an seine Bekenner höhere Anforderungen stellt als andere Religionen.

In der Neuzeit, die durch den Aufschwung des Verkehrswesens und durch die Annäherung aller Völker und Rassen in allen Erdteilen früher nicht vorhandene Wege erschlossen hat, geistige Anregungen weiter zu geben, haben sich für das Christentum die Möglichkeiten erheblich vermehrt, den Anhängern anderer Religionen näher zu treten. Auch in solchen Fällen, wo der Gedanke fern liegt, die Beziehungen zu Andersgläubigen in den Dienst des Christentums zu stellen, trägt die von christlichen Gedanken durchzogene europäische Kultur mancherlei Anregungen hinaus, die als Elemente christlicher Welt- und Lebensanschauung weiter wirken.

Eine erhebliche Steigerung der Zahl der Christen ist endlich dadurch eingetreten, daß die Bevölkerung der für das Christentum gewonnenen Länder Europas wie der Vereinigten Staaten Nordamerikas sich stark vermehrt hat.

Es haben also zahlreiche Faktoren zusammengewirkt, um die Ausbreitung des Christentums zu fördern: die ihm innewohnende Anziehungskraft, die zahlreichen Beziehungen zu den Angehörigen anderer Religionen und die natürliche Erweiterung des Kreises seiner Anhänger.

Aber die gegenwärtige Ausdehnung des Christentums ist doch nur zum Teil die Frucht solcher zufälligen und gelegentlichen Einwirkungen auf die nichtchristliche Welt. Hinter dieser naturhaften Selbstausbreitung des Christentums steht als vorwärts treibende Kraft *die christliche Mission*. Wir verstehen darunter das planmäßige Werben für den christlichen Glauben, das bewußte Hinarbeiten auf Bekehrungen zum Christentum, die berufsmäßige Vertretung der christlichen Religion gegenüber Nichtchristen mit der ausgesprochenen Absicht, sie für das Christentum zu gewinnen. Was christliche Mission ist und sein soll, hat der Apostel Paulus in einer für alle Zeiten grundlegenden und vorbildlichen Weise gelehrt, da er nicht nur ihre Aufgabe in ihrer ganzen Weite und Tiefe er-

kannte, sondern zugleich gezeigt hat, wie volles Einsetzen der eigenen Persönlichkeit in Verbindung mit weiser Pädagogik auch unter schwierigsten Verhältnissen Großes zu erreichen vermag. Was für wunderbare Kräfte in dem christlichen Missionsgedanken beschlossen liegen, hat die weitere Geschichte des Christentums enthüllt. Allerdings hat es nicht an Zeiten gefehlt, in denen der Mangel an großen und schweren Aufgaben den Missionsgedanken in den Hintergrund schob. Aber kaum tat sich ein neuer Weg zu nichtchristlichen Völkern auf, so waren auch Menschen bereit, ihn zu gehen, gleichviel wohin er führte. Der christliche Missionsgedanke ist ein Ideal, in dem das christliche Verantwortlichkeitsgefühl den erhebendsten und umfassendsten Ausdruck gefunden hat, in dessen Nacheiferung die Christenheit religiöse Vertiefung und sittliche Erstarkung erfährt, dessen geschichtliche Wirkungen die Welt umgestaltet haben.

Die Geschichte des Missionsgedankens in der evangelischen Kirche.

In dem Protestantismus der Gegenwart hat der Missionsgedanke tiefe Wurzeln geschlagen. Allgemein wird seine Wichtigkeit anerkannt, für manche Kreise steht er im Mittelpunkt der kirchlichen Interessen, einzelne Gruppen erblicken in der Mission nicht ein, sondern das Werk des Glaubens. Die evangelische Mission übertrifft durch den Umfang der in ihrem Dienst stehenden Organisationen wie durch die Größe der ihr zur Verfügung gestellten Mittel alle anderen auf protestantischem Boden entstandenen Unternehmungen und besaß bis zum Ausbruch des großen Krieges schon dadurch ein besonderes Ansehen, daß sie durch die Mitarbeit der Kirchen aller Länder dem Gedanken des Gesamtprotestantismus einen Ausdruck verlieh.

Was die Gegenwart der Mission gewährt, hatte die Vergangenheit ihr lange versagt. In der ersten Hälfte der Geschichte des Protestantismus hat die Mission keine Rolle gespielt, und es waren viele Hindernisse und Hemmungen zu überwinden, ehe der Missionsgedanke sich durchgesetzt hat. Sie ergaben sich aus der äußeren und inneren Entwicklung der evangelischen Kirche und wurden durch das Verhalten der europäischen Kolonialmächte vermehrt; auch hatte die Theologie starke und hohe Schranken aufgerichtet, deren Niederreißung viel Mühe und Zeit gekostet hat. Eine große Schwierigkeit lag endlich darin, daß es der evangelischen Kirche infolge ihres Gegensatzes zum Katholizismus nicht möglich gewesen ist, sich die katholische Mission zum Vorbild zu nehmen und an sie anzuknüpfen. Es war vielmehr ihre Aufgabe, aus dem Geiste des Protestantismus heraus den Missionsgedanken selbständig herauszuarbeiten und auf dem Wege der Erfahrung und des Versuchs die Formen zu suchen, die einer von protestantischen Gesichtspunkten beherrschten Missionsarbeit entsprachen. Da der katholische Kirchen-

begriff wie der katholische Gedanke der Askese abgelehnt wurden, wurden damit zugleich die beiden Hauptbeweggründe, auf denen die Mission der vorhergehenden Jahrhunderte geruht hatte, außer Kraft gesetzt, so daß die Begründung der Missionspflicht in anderer Weise erfolgen mußte. Ebensowenig konnte die auf den katholischen Missionsfeldern geübte Methode herübergenommen werden.

Das Zeitalter der Reformation.

Die Entwicklung des christlichen Missionswesens der Neuzeit hat sich in enger Abhängigkeit von der europäischen Kolonialpolitik vollzogen. Fast alle heidnischen Länder, die von Europa aus aufgesucht werden konnten, waren bis zum Ende des 18. Jahrhunderts in der Hand europäischer Kolonialmächte, die zur Sicherung ihres Besitzes die Seewege überwachten. Erst von diesem Zeitpunkt an erfuhr das Verkehrswesen einen Aufschwung, der die Freiheit des Reisens herbeigeführt hat. Die einzelnen Kolonialregierungen hatten daher die Gewalt, den Zuzug von Missionaren zu gestatten oder zu verbieten. Die Mehrzahl der Handelskompagnien aber, durch die das Mutterland die Kolonialverwaltung ausübte, stand missionarischen Unternehmungen mißtrauisch oder feindselig gegenüber, so daß sie vielfachen Beschränkungen unterlagen, wenn sie überhaupt zugelassen wurden. Neben Gründen kolonialpolitischer Natur sind für das Verhalten gegenüber den christlichen Missionen auch kirchliche Gesichtspunkte maßgebend gewesen, die sich aus dem konfessionellen Charakter des Mutterlandes ergaben. Aus dieser Sachlage erklärt es sich, daß die in der Zeit vom 16. bis 18. Jahrhundert eingetretenen großen Wandlungen in der kolonialen Machtstellung der einzelnen Völker Europas auf den Fortgang der christlichen Missionsarbeit in überseeischen Ländern nicht nur Einfluß ausgeübt haben, sondern für sie zum Teil geradezu von entscheidender Bedeutung geworden sind.

Für die katholische Kirche und ihre Mission hat der Umstand, daß die Periode der Länderentdeckungen im 15. Jahrhundert begann und im Reformationszeitalter die europäische Kolonialpolitik das fast ausschließliche Privileg Spaniens und Portugals gewesen ist, eine große Tragweite erhalten. Auf Generationen hinaus hat sie sich damals die Vorhand über den größten Teil der neu entdeckten Länder zu sichern vermocht und dadurch einen Besitzstand erworben, der ihr der weit später beginnenden evangelischen Mission gegen-

über einen beträchtlichen Vorsprung verliehen hat. Es ist nicht zu verkennen, daß die katholische Kirche das Bekanntwerden überseeischer Länder sofort richtig eingeschätzt und mit Energie und Geschick zu ihren Interessen in Beziehungen zu setzen verstanden hat. Indem sie bewußt über ihre bisherigen Grenzen hinaustrat, wurde sie aus einer Kirche Europas eine Weltkirche im vollen Sinn des Wortes.

Spanien und Portugal hatten das Mittelalter hindurch ein von der Geschichte der anderen europäischen Staaten abgesondertes Dasein geführt, durch die Entdeckung fremder Länder wurden sie die ersten Seemächte der Welt. Portugal, das unter der Führung des Prinzen Heinrich des Seefahrers an der westafrikanischen Küste vordrang, fand durch die Umsegelung des Kaps der guten Hoffnung den Weg nach Indien und damit den Zugang zu Ländern, nach dessen reichen Bodenschätzen die verfeinerte Lebenshaltung des Europäers begierig verlangte. Durch die Entdeckung Amerikas trat Spanien ihm ebenbürtig zur Seite, wenn auch erst allmählich die unermeßliche Bedeutung dieses Ereignisses hervorgetreten ist. Man muß die kritische Lage des apostolischen Stuhles am Ende des 15. Jahrhunderts sich vergegenwärtigen, um das Vorgehen Papst Alexanders VI. voll zu würdigen, als er Maßregeln traf, um den drohenden Konflikten zwischen diesen beiden durch die Aussicht auf märchenhafte Gewinne zu den verwegensten Unternehmungen angeregten Staaten vorzubeugen. In Anknüpfung an die kühnsten Ansprüche seiner größten Amtsvorgänger hat er die neue Welt, deren Größe und Gestalt ihm so wenig bekannt war als seinen Zeitgenossen, auf diese beiden Länder verteilt, indem er zugleich an diese Abgrenzung der Interessensphären zwischen Spanien und Portugal die Bedingung knüpfte, daß der Verbreitung des katholischen Christentums in diesen noch in nebelhafter Ferne liegenden Ländern kein Hindernis in den Weg gelegt würde. Die Absicht, für die koloniale Betätigung dieser Staaten weit voneinander abliegende Ziele zu stecken, wurde dadurch erreicht, aber der Zusammenstoß der rivalisierenden Interessen doch nicht vermieden. Spanien wandte sich dem Abkommen entsprechend zunächst westwärts und setzte sich auf den westindischen Inseln, in Mittelamerika und an der Nordküste des südamerikanischen Festlandes fest, während Portugal sich Ostindien zuwandte und dann weiter nach Ostasien seine Hand ausstreckte. Es war für beide Teile eine große, aber keine freudige Überraschung, als die Reste der spanischen Magelhaesexpedition 1521 auf den Molukken an-

langten und damit einen der wichtigsten Punkte des portugiesischen Handels im fernen Osten erreichten. Aber es kam eine Verständigung zustande, die sich als eine brauchbare Grundlage für ihre weitere Kolonialpolitik erwiesen hat. Das portugiesische Kolonialreich wurde in Indien und den östlich gelegenen Ländern ausgebaut, während Spanien den Schwerpunkt seiner Unternehmungen in Amerika fand, wo sich ihm in Westindien, Mexiko, Peru, Chile, den Laplatastaaten und Brasilien große Gebiete erschlossen. Diese Erfolge regten England und Frankreich an, ebenfalls in Nord- und Südamerika ihr Glück zu versuchen, aber ihre Zeit war noch nicht gekommen. Die Aussichten für andere Völker, das koloniale Monopol Spaniens und Portugals zu brechen, sanken noch tiefer, als König Philipp II. im Jahre 1580 beide Länder in seiner Hand vereinigte und damit den gesamten überseeischen Besitz Europas in ein Kolonialreich von riesenhafter Ausdehnung zusammenfügte. Aber schon stand der große Umschwung vor der Tür, es erfolgte der Abfall der Niederlande von Spanien und die spanische Armada fand ihren Untergang. (1588.) Diese Katastrophe bedeutete das Ende der Seeherrschaft der iberischen Mächte. Drei Menschenalter hindurch ist es ihnen beschieden gewesen, infolge von günstigen Umständen die Führung der europäischen Kolonialpolitik an sich zu reißen. Damit fiel ihnen die große und verantwortungsvolle Aufgabe zu, in der Periode der Anknüpfung erster und darum in mancher Hinsicht grundlegender Beziehungen zu der geistig niedriger stehenden Bevölkerung dieser neuen Welt die Grundsätze und Formen herauszubilden, die den Verpflichtungen entsprechen, denen eine überlegene Rasse sich niemals entziehen darf. Indem sie sich jedoch den auf augenblickliche große Gewinne gerichteten Wünschen kapitalistischer Kreise dienstbar machten, schlugen sie eine Bahn ein, die für sie verhängnisvoll werden mußte, sobald die günstigen Verhältnisse aufhörten, denen sie ihr Emporkommen verdankten. Die weitere Entwicklung der spanischen und portugiesischen Kolonialgeschichte hat klar erwiesen, daß die allmähliche Zerbröckelung dieser Kolonialreiche nicht eine zufällige Erscheinung gewesen ist.

Spanische und portugiesische Kolonialherrschaft war gleichbedeutend mit der Anerkennung des alleinigen Rechtes der katholischen Kirche auf Ausübung von Missionstätigkeit in den ihr unterworfenen Ländern. Für den Protestantismus hat daher die Frage nicht bestanden, ob er in den neu entdeckten Ländern eine Missionsarbeit beginnen sollte. Gegen Äußerungen von evangelischer Ge-

sinnung würde in den spanischen und portugiesischen Kolonien mit denselben Mitteln eingeschritten worden sein, die auf der pyrenäischen Halbinsel zur Anwendung gelangten, sobald irgendwo eine „Ketzerei" aufgespürt wurde. Es genügt, auf die Einführung des Instituts der Inquisition in Indien hinzuweisen.

Die Kolonisationsversuche Frankreichs in Brasilien sind nicht ohne kirchengeschichtliches Interesse, da sie durch die Person des Admiral Coligny mit dem französischen Protestantismus in Beziehung stehen. Die Möglichkeit, daß diese Niederlassungen, die für ausgewanderte Hugenotten bestimmt waren, zum Ausgangspunkt für Missionsarbeit unter den Eingeborenen des Landes wurden, wurde durch das tragische Ende der von dem Abenteurer Villegaignon geleiteten Expedition abgeschnitten.

Dieser Charakter des europäischen Kolonialwesens im Reformationszeitalter hat es aber nicht nur unmöglich gemacht, in dieser Periode den evangelischen Glauben zu den in den Bereich der Christenheit gerückten Völkern zu bringen, sondern er hat auch den protestantischen Völkern die aus der Berührung mit heidnischen Völkern erwachsende Anregung, sich mit dem Missionsgedanken zu beschäftigen und auseinanderzusetzen, entzogen. Das war für sie ein großer Verlust, besonders auch für die Theologie. Aus dieser Sachlage heraus ist es zu verstehen, daß in der evangelischen Kirche der Missionsgedanke zu jener Zeit hinter anderen Problemen und anderen großen Aufgaben zurücktrat, auch für die Reformatoren. Da sie davon überzeugt gewesen sind, daß das Evangelium für alle Menschen bestimmt ist, und da von ihnen auch die Ansicht vertreten wurde, daß christliche Obrigkeiten die Pflicht haben, es heidnischen Untertanen predigen zu lassen, so waren die Vorbedingungen für das Gewinnen eines positiven Verhältnisses zur Mission vorhanden. Wir sind auch berechtigt, aus derartigen Aussagen der Reformatoren den Schluß zu ziehen, daß sie für den Fall einer überseeischen Kolonisation Deutschlands die entsprechenden missionarischen Folgerungen gezogen haben würden. Aber da er nicht vorlag, hat der Missionsgedanke für sie keine zentrale Bedeutung gewonnen. Diese Haltung wurde auch durch den Umstand begünstigt, daß sie nichts von einem Beruf der christlichen Gemeinde zu missionarischer Arbeit wußten. Einer Vertiefung in den Missionsgedanken haben vielleicht auch die damals verbreiteten Gedanken von der Erwählung der Völker, von der Predigt der Apostel in aller Welt und von der Nähe des jüngsten Tages im Wege gestanden, wobei freilich nicht

übersehen werden darf, daß eschatologische Stimmungen auch in direkt entgegengesetzter Richtung wirken und einen starken Antrieb zur Mission hervorrufen können. Aber wie auch immer die Streitfrage nach den Gründen der von den Reformatoren der Mission gegenüber beobachteten Zurückhaltung beantwortet werden mag, in jedem Fall haben wir die Tatsache festzustellen, daß sich ihnen der Missionsgedanke nicht in seiner ganzen Größe enthüllt hat. Die Folge war, daß der durch die Verhältnisse aufgezwungene Verzicht auf missionarische Betätigung von ihnen selbst nicht als eine Schmälerung der ihnen als Christen zustehenden Rechte und Pflichten empfunden worden ist.

Diese Anschauungen haben eine starke Nachwirkung ausgeübt. Von der Autorität der Reformatoren gestützt und gedeckt, haben die nächsten Theologengenerationen die gewiesenen Geleise nicht verlassen, ihre Aufgabe vielmehr darin erblickt, aus ihrer reich ausgestatteten wissenschaftlichen Rüstkammer die noch fehlenden Beweise für das Recht der Unterlassung missionarischen Wirkens beizubringen. Sie begründeten es vor allem durch den Gedanken, daß die Bestimmung des Predigtamtes sich auf die christliche Gemeinde beschränke, im Unterschied vom Amt der Apostel, die den Auftrag hatten, allen Völkern das Evangelium zu predigen. Geschichtliche Unkenntnis in Bezug auf den tatsächlichen Umfang der apostolischen Verkündigung wie mißverständliche Deutung einzelner Schriftstellen (Markus 16, 20; Römerbrief 10, 18; Kolosserbrief 1, 6, 23) ermöglichten ihnen, sich bei der Vorstellung zu beruhigen, daß alle Völker von dem Evangelium Kenntnis erhalten hatten und es daher ihrer Verstocktheit zuzuschreiben war, wenn es von ihnen zurückgewiesen worden.

Der Eintritt protestantischer Mächte in die Kolonialgeschichte und die Anfänge evangelischer Mission.

Mit dem letzten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts setzt der koloniale Wettbewerb der bisher durch Spanien und Portugal von größerer überseeischer Betätigung zurückgedrängten Mächte ein. Holland gründet sich auf der indischen Inselwelt ein großes Kolonialreich, während in Vorderindien auch England und Dänemark festen Fuß fassen. In dem Gebiet der späteren Vereinigten Staaten von Nordamerika ist es vor allem England, das durch systematische Ansiedlungen Boden gewinnt, während Frankreich nach Kanada seine Hand ausstreckt und Westindien das Ziel kolonialer Unternehmungen ver-

schiedener Nationen wird, ebenso wie in Südamerika die Küsten Guyanas. Auch Westafrika entging den aufstrebenden Kolonialvölkern nicht, fand aber zunächst noch nicht das gleiche Interesse wie die ebengenannten Länder. Als der zweite Haager Friede 1669 geschlossen wurde, hatten die iberischen Mächte ihr Übergewicht endgiltig eingebüßt. Die koloniale Vormacht war Holland geworden, das durch seinen Besitz in Vordecindien und im indischen Archipel sowohl Spanien und Portugal als auch Frankreich und England überragte.

Diese Umwälzung hat große kirchengeschichtliche Wirkungen hervorgerufen. *Mit der Kolonialgeschichte Hollands beginnt die evangelische Missionsgeschichte.* Was dem Reformationszeitalter dadurch entgangen war, daß es keine direkten Beziehungen zu heidnischen Völkern besaß, wird durch die Beobachtung, daß jetzt die Kolonisation sofort zur Mission führt, in sehr lehrreicher Weise veranschaulicht. Die holländische ostindische Handelskompagnie nannte in ihrem Gesuch um Genehmigung an die Generalstaaten unter den Zwecken ihrer Gründung auch die Ausbreitung des Christentums und diese Aufgabe ist dann auch in ihre Satzungen aufgenommen worden (1602). In Niederländisch-Indien, auf den Molukken, in Ceylon, auf Formosa nahm die Mission ihren Anfang. Auch in Brasilien führte die holländische Kolonisation dazu, ebenso später in Nordamerika. In dieser praktischen Arbeit sind die früher gegen die Mission bestehenden Bedenken überwunden worden. Durch tief eindringende theologische Untersuchungen wurde nach dem Vorgang Saravias von Henry, Walaeus und Hoornbeck ihr Recht literarisch vertreten, und in Leyden, wo diese Männer wirkten, sogar ein Institut begründet, das den ausziehenden Missionaren eine Berufsausbildung übermitteln sollte. Da die Ostindische Kompagnie die von ihr übernommenen Verpflichtungen lässig und widerwillig erfüllte, haben sich freilich die auf sie gesetzten Hoffnungen nicht erfüllt.

In der englischen Kolonisation auf amerikanischem Boden durch die puritanischen Pilgerväter (1621) wurden zwar zunächst gegenüber den Eingeborenen Methoden verwandt, die von dem Geiste weit entfernt waren, der allein im Stande ist, für das Christentum zu werben. Neu-England hat langer Zeit bedurft, um den Weg zu anderen Grundsätzen zu finden; seit John Eliot (1646) gab es aber auch eine Indianermission. Es ist für die ganze weitere Geschichte des englischen Missionswesens bezeichnend, daß

schon damals der Missionsgedanke, wenn auch zunächst nur vorübergehend, in den Mittelpunkt des öffentlichen Lebens rückte, indem das Parlament sich für die Mission aussprach und Oliver Cromwell weitgreifende Organisationen plante. Zugleich wurde zur Verbreitung des Evangeliums in Neu-England eine Missionsgesellschaft begründet (1649). Damit war für diese neue Aufgabe eine neue Form des Handelns gefunden.

An dieser überseeischen Weltpolitik nahm Deutschland keinen Anteil, wenn es ihm auch nicht an Handelsbeziehungen gefehlt hat, und der Große Kurfürst von Brandenburg, seiner Zeit weit vorauseilend, in Westafrika und in St. Thomas Kolonialbesitz erwarb. Die evangelische Kirche Deutschlands verharrte im allgemeinen noch auf dem Standpunkt des Reformationszeitalters und die orthodoxe Theologie setzte nicht nur den Kampf gegen den Missionsgedanken fort, sondern gab ihm durch die Heranziehung von neuem Beweismaterial eine breitere Grundlage. Aber schon begann die Gesamtlage sich zu verschieben. Die Kenntnis von den nichtchristlichen Völkern wurde größer, die Nachrichten über die gewaltige Missionstätigkeit der katholischen Kirche mehrten sich und durch das Vorgehen Hollands und Englands rückte die Frage nach dem Verhältnis von Protestantismus und Mission in ein neues Stadium; man begann sich ernstlich mit ihr auseinanderzusetzen. Die Frucht dieser Vertiefung in den Missionsgedanken blieb nicht aus, bald traten seinen Bestreitern Verteidiger gegenüber. Besonders wertvoll war, daß er auch in der Laienwelt Wurzel schlug und in dem bekannten Freiherrn Justinian von Weltz sogar einen warmherzigen und rührigen Vertreter fand.

Die Begründung der deutschen Mission durch den Pietismus.

Im 18. Jahrhundert ist der europäische Kolonialbesitz erweitert worden, hat aber zum Teil seinen Herrn gewechselt. Holland war nicht im Stande, seine führende Stellung zu behaupten, denn seine Kraft war infolge der Kleinheit des Landes beschränkt. In den Vordergrund treten jetzt Frankreich und England. Beiden Staaten gelingt es, in der ersten Hälfte des Jahrhunderts die Grenzen ihrer Kolonialreiche erheblich auszudehnen, der größere Erfolg war zunächst auf Seiten Frankreichs. Aber durch den siebenjährigen Krieg wurde England die erste Seemacht, denn es gelang ihm, Frankreich fast ganz aus Amerika zu verdrängen. Aller-

dungs wurde es bald darauf dadurch empfindlich geschwächt, daß es 1782 die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten anerkennen mußte, aber es hatte damals bereits in Vorderindien einen vollwertigen Ersatz gefunden. Als in den siebziger Jahren die Entdeckung der Südseeinseln durch die Cookschen Reisen erfolgte, ist dadurch zunächst die Phantasie der abendländischen Welt angeregt worden. Erst das 19. Jahrhundert brachte die Erkenntnis der großen kolonialpolitischen Bedeutung dieser Zwischenstationen zwischen Amerika und Asien.

Im Rahmen der durch diese kolonialen Veränderungen bestimmten Verhältnisse hat die evangelische Mission vom Ende des 17. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts eine Entwicklung durchlaufen, die nach zwei Seiten bedeutsame Lehren enthält. Zunächst machen wir die Beobachtung, daß zahlreiche Beziehungen zu überseeischen Ländern vorhanden sein können, ohne daß sie zum Träger missionarischer Bestrebungen werden, wenn nicht in der heimatlichen Kirche religiöse Kräfte lebendig sind, die auf eine Mitteilung des Christentums hindrängen. Sodann sehen wir, daß stark entwickelte religiöse Energie auch dann eine Gelegenheit zu missionarischem Wirken zu finden vermag, wenn das eigene Volk in keiner direkten Beziehung zu nichtchristlichen Ländern steht. Der erste Fall liegt in England vor, der zweite in Deutschland.

Man kann allerdings nicht sagen, daß das Missionsinteresse in England im Laufe dieser Periode erloschen wäre. Einem solchen Urteil steht schon die Tatsache im Wege, daß es innerhalb der anglikanischen Kirche durch die Begründung der Ausbreitungsgesellschaft (SPG.) ein neues Organ erhält (1701), das allerdings erst im 19. Jahrhundert größere Bedeutung erlangt hat. Auch in Schottland schlossen sich Missionsfreunde zu einer Gesellschaft zusammen. Aber diese Veranstaltungen standen zu den Aufgaben und Möglichkeiten missionarischer Betätigung, die das größte Kolonialreich der Welt mit seinen Massen von Millionen heidnischer Untertanen darbot, in einem schreienden Mißverhältnis. Die Tatsache, daß nur die Indianermission in Amerika weitergeführt wurde, ergänzt den Eindruck der Rückständigkeit. Die Ursache für diese in der Entwicklung des englischen Missionslebens eingetretene Stockung lag in der Ausbreitung des Deismus.

Ein wesentlich anderes Bild bietet Deutschland. Unter dem Druck des furchtbaren dreißigjährigen Krieges und seiner Folgen hatte sich das evangelische Christentum vertieft und zugleich eine

Wandlung erfahren; Kirche und Dogma bestanden weiter, aber das innere Verhältnis zu ihnen lockerte sich; eine neue Frömmigkeit kam auf, die direkt aus der heiligen Schrift ihre Kraft schöpfte, das religiöse Gefühlsleben pflegte und mit Nachdruck den in praktischem Handeln sich betätigenden Glauben betonte. Dieser Pietismus hat ein tief innerliches Christentum gepflegt, aber es drängten sich auch radikale Elemente an ihn heran; die große Mehrheit seiner Anhänger stellte sich unter die Zucht ernster Lebensgrundsätze, aber er hat auch die mit einem gesteigerten Gefühlsleben verbundenen Gefahren kennen gelernt; die Betonung des persönlichen Charakters des Christentums war seine Stärke, aber die Überspannung des Gedankens hat auch zu schrankenlosem Subjektivismus geführt. Wichtige Gedanken der Reformation, die in Vergessenheit geraten waren, hat er neu entdeckt, aber er war doch alles eher als eine Wiederherstellung des ursprünglichen Luthertums; er wollte nur erhalten und früher Vorhandenes wieder zur Geltung bringen, aber hat durch die Gesamtheit der von ihm ausgehenden Wirkungen als eine große Fortschrittsbewegung gewirkt. Denn wenn er auch im Rahmen der kirchlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse wie in dem öffentlichen Leben des 18. Jahrhunderts eine fremdartige Erscheinung war, so hat er doch auf alle diese Gebiete starke Anregungen abgegeben. Für die Abstreifung der ihm anhaftenden Einseitigkeiten sorgten seine kampfbereiten Gegner, aber er hat auch Selbstkorrekturen vollzogen. So hat es geschehen können, daß der deutsche Protestantismus durch den Pietismus nicht nur aufgerüttelt, sondern auch auf neue Arbeiten hingedrängt worden ist. Seit dem Pietismus gibt es eine deutsche evangelische Mission.

Die einzelnen Zweige des Pietismus weichen nicht unerheblich voneinander ab, wie der Vergleich des Halleschen mit dem Württembergischen und erst recht die Zusammenstellung dieser beiden Gruppen mit der Brüdergemeinde beweist, die allerdings nur mit Einschränkungen dem Pietismus zugerechnet werden darf. Aber alle Teile des Pietismus sind für die Mission eingetreten, seit Halle damit begann und Herrnhut ihm folgte. Da es keine alle Pietisten zusammenfassende Organisation gab, erklärt sich diese übereinstimmende Haltung gegenüber dem Missionsgedanken nur daraus, daß er dem innersten Wesen des Pietismus entsprach. Die Inangriffnahme und Pflege der Mission durch den Pietismus war daher kein Zufall oder die Folge von außen an ihn herantretender An-

regungen, die Entstehung einer deutschen Mission ist vielmehr ein Werk des Pietismus.

Den äußeren Anstoß und die Möglichkeit, seine Kraft in den Dienst des Missionsgedankens zu stellen, erhielt der Pietismus durch König Friedrich IV. von Dänemark. In dessen Auftrage hatte Hofprediger Lütkens in Kopenhagen sich nach Persönlichkeiten umgesehen, die zur Aussendung als Missionare nach den dänischen Kolonien geeignet waren, und als die dänische Kirche versagte, sich nach Deutschland gewandt. Die Entsendung der beiden Theologen Ziegenbalg und Plütschau an die Trankebarküste unter die Tamulen in Ostindien 1706 ist zu einem missionsgeschichtlichen Ereignis geworden, denn sie bezeichnet den Anfang der deutschen Mission. Die Halleschen Stiftungen wurden die Träger des Unternehmens, wenn es auch der Aufsicht des Missionskollegiums in Kopenhagen unterstellt war, und A. H. Francke hat an seiner Entwicklung einen hervorragenden Anteil gehabt. Sein Verdienst wird dadurch nicht geschmälert, daß kein geringerer als Leibnitz ihn auf die Mission hingewiesen hat.

Dänemark schritt auf der betretenen Bahn weiter. Es nahm die Mission unter den Lappen im Norden der skandinavischen Halbinsel aufs neue auf und entsandte 1721 den Norweger Hans Egede nach Grönland. Seine größte Leistung aber war, daß Graf Zinzendorf bei seinem Besuch in Kopenhagen 1721 die entscheidende Anregung empfangen hat, sich der Mission zuzuwenden.

Das Eintreten der Brüdergemeinde in die Missionsarbeit hat für die Geschichte des deutschen Missionslebens epochemachende Bedeutung erlangt. Die Brüdergemeinde, die einzige aus der pietistischen Bewegung hervorgegangene Kirchengemeinschaft, hatte nach der kirchlichen Konstituierung der in Herrnhut eingetroffenen Emigranten ihre Beweglichkeit schon dadurch erwiesen, daß sie ihre Kolonien bald über die Grenzen Sachsens hinausschob; Landesgrenzen waren für sie keine Kirchengrenzen. In diesen Mähren steckte etwas von dem Wandertrieb der Froschotten, „etwas Rechtes auf Gott zu wagen" war der Drang ihres Herzens, äußere Rücksichten kannten sie nicht, der Gedanke, als Prediger des Evangeliums auszuziehen, hatte sie schon bewegt, bevor Zinzendorf seine Reise nach Dänemark antrat. Die Botschaft, mit der er heimkehrte, brachte die Entscheidung. Die Brüdergemeinde zählte nur einige hundert Mitglieder, aber sie gab an die Mission Menschen über Menschen ab, ohne ein Nachlassen der Spannkraft erkennen

zu lassen. Die Liste der von ihren Sendboten binnen kurzem in Besitz genommenen Arbeitsfelder ist so groß — 1732 St. Thomas, 1733 Grönland und St. Croix in Westindien, 1735 Suriname, 1737 Kapland, 1740 Indianer in Nordamerika, 1754 Jamaika, 1756 Antigua — daß ihr Vorgehen auf eine Art von fanatischem Tatendrang schließen lassen könnte, wenn wir nicht wüßten, daß ein Geist ruhiger Gelassenheit und kindlichen Gottvertrauens in ihrer Mitte lebendig war. Dieses große, später noch gewachsene Werk zu begründen und zu erhalten, ist nur dadurch möglich geworden, daß die Brüdergemeinde als ganze hinter ihm stand. Das war zugleich ein für die Missionsgeschichte des Protestantismus grundsätzlich bedeutsamer Vorgang, denn es wurde damit zum ersten Male der Versuch unternommen, die Mission zur Kirchensache zu machen. Die Zusammensetzung der Brüdergemeine brachte es mit sich, daß sie in den Anfangszeiten ausschließlich, aber auch später noch ganz überwiegend mit Laienkräften gearbeitet hat. Die erste Auswahl ihrer Arbeitsgebiete hat ihre gesamte weitere Geschichte bestimmt, denn es sind bis auf den heutigen Tag kulturarme Völker, denen sie sich widmet und für die ihre patriarchalische Arbeitsweise besonders geeignet ist.

Diese Brüdermission hat auf die Entwicklung des deutschen Missionswesens einen starken Einfluß ausgeübt. Da sie sich ihre Arbeitsmethoden selbst schaffen mußte, sind die von ihr gesammelten Erfahrungen für die späteren Missionsgesellschaften eine Quelle der Belehrung geworden. Der Eindruck ihrer mit kleinsten Mitteln unternommenen Arbeiten hat weit mehr noch, als die dänisch-hallesche Mission es vermocht hatte, für den Missionsgedanken in Deutschland Verständnis und Liebe geweckt.

Aus dieser missionarischen Tätigkeit des Pietismus haben sich wichtige Folgerungen ergeben. Die Verbindung Halles mit Dänemark lieferte den Beweis, daß evangelische Christen für die Mission wirken können, auch wenn sie einem Volke angehören, das keine überseeischen Beziehungen zu den Kolonien besitzt. Noch einen Schritt weiter hat die Brüdergemeinde geführt. Die holländische und dänische Mission entsprang dem Gedanken, daß eine christliche Obrigkeit die Pflicht hat, ihre Untertanen zum Christentum zu bekehren. Diese Verbindung von Staatsbegriff und Mission war nichts anderes als die Fortsetzung der im Mittelalter geltenden Vorstellungen von den religiösen Aufgaben eines christlichen Staatsoberhauptes. Indem die Brüdergemeinde ohne Beauftragung durch

eine Kolonialregierung und ohne Anlehnung an eine solche zu missionieren begann, wurde der Missionsgedanke von der Verbindung mit der Politik losgelöst. Dadurch ist das von allen politischen Nebenzwecken befreite, nur durch religiöse Ziele bestimmte Missionsmotiv gewonnen worden. Es wurde die Quelle aller weiteren deutschen Missionsarbeit. Der Pietismus ist es also gewesen, der dem evangelischen Deutschland den Anschluß an die Mission vermittelt hat.

Allgemeine Voraussetzungen für die Entwicklung des protestantischen Missionswesens seit dem Ende des 18. Jahrhunderts.

Die evangelische Mission steht in dieser Periode unter dem Zeichen des Fortschritts, nach allen Seiten ihres Wirkens und in allen für sie in Betracht kommenden Beziehungen. Ihre Arbeitsgebiete erfahren eine große Vermehrung und Ausdehnung, ihr Arbeitsbetrieb wird unter den sich steigernden und dauernd verändernden Anforderungen erweitert und umgestaltet, die große Mannigfaltigkeit der Völker, mit denen man es zu tun hat, zwingt zur Individualisierung der Missionsmethode und zu zahlreichen neuen Veranstaltungen. Die Veränderungen in der Lage der Mission am Anfang des 20. Jahrhunderts gegenüber der am Ausgang des 18. sind so umfassender und tiefgehender Art, daß zahlreiche Umstände zusammentreffen mußten, um die Umwälzung herbeizuführen.

In erster Linie ist hervorzuheben, daß in diesem Zeitraum die Mission bei allen Kirchengemeinschaften und Gruppen des Protestantismus zur Anerkennung gelangt ist. Aber auch das lebendigste und opferwilligste Missionsinteresse würde nicht im Stande gewesen sein, dem Missionswerk den Umfang zu geben, den es jetzt erreicht hat, wenn ihm nicht der kulturelle Aufschwung Europas und die Erweiterung des europäischen Kulturkreises nahezu alle Teile der Erde erschlossen und zugänglich gemacht hätte. Das Verkehrswesen wird unter dem Einfluß bedeutsamer Erfindungen und durch die sie verwertende Technik auf ganz neue Grundlagen gestellt und schafft früher nicht vorhandene Möglichkeiten, in entfernte Länder zu gelangen. Es läßt sich der Nachweis führen, daß der Bau von Eisenbahnen die christliche Mission überall vor neue Aufgaben stellt, wie von ihm in allen Ländern direkte und indirekte Wirkungen ausgehen, die sich

als Erleichterungen ihrer Arbeit erweisen. Der Handel wird durch das Aufblühen der heimatlichen Industrie dazu gedrängt, neue Märkte zu suchen und entwickelt sich zum Welthandel. Er umspannt die bewohnte Erde, trägt seine Waren in das Innere Afrikas wie nach der Südsee und kennt keine staatlichen Grenzen. Die Wissenschaft, vor allem die Geographie, die Sprachforschung und die Völkerkunde hat dieser Gelegenheit zur Erweiterung ihrer Forschungsgebiete sich sofort bemächtigt und durch ihre Leistungen selbst wieder dazu beigetragen, daß der Prozeß der Ausbreitung des Europäertums immer weitere Kreise zog. In diese Entwicklung, die in allen ihren Teilen kaum überschaut werden kann, bildet die europäische Kolonialpolitik den festen Stützpunkt, denn in den unter europäischem Regiment stehenden Ländern finden die von der europäischen Kultur ausgehenden Wirkungen die günstigsten Aufnahmebedingungen. Die europäischen Kolonialreiche sind daher für die christliche Mission Gebiete von besonderer Wichtigkeit; je mehr sie sich vergrößerten, um so mehr ist das missionarische Interesse an ihnen gewachsen. Nach drei Seiten ist die Kolonialgeschichte der neuesten Zeit für das Christentum bedeutungsvoll. Zunächst verlangen die Veränderungen des kolonialen Besitzstandes der europäischen Mächte Beachtung, weil die dazu gehörigen Länder den Schauplatz des größten Teiles ihrer Tätigkeit bilden. Ferner ist die Behandlung des Eingeborenenproblems innerhalb der hier ins Auge gefaßten Zeitgrenzen unter Gesichtspunkte gerückt, die der älteren Kolonialgeschichte vollständig fern gelegen haben. Endlich ist festzustellen, daß zum Teil im Zusammenhang damit das Verhältnis der von den europäischen Völkern vertretenen Kolonialpolitik zu der christlichen Mission im Laufe des 19. Jahrhunderts große Wandlungen erfahren hat.

Die Geschichte des europäischen Kolonialwesens tritt dadurch in einen neuen Abschnitt ihrer Entwicklung, daß ihr Schauplatz sich noch weiter ausdehnt und den alten Kolonialvölkern neue als Mitbewerber zur Seite treten. Die durch die französische Revolution eingeleitete Bewegung der ganzen abendländischen Welt hat allen Kolonialmächten außer England schwere Verluste gebracht. Der Sturz Napoleons besiegelte die Niederlage Frankreichs auch auf kolonialem Gebiete, Holland wurde noch mehr eingeschränkt, und Spanien und Portugal büßten ihren Charakter als koloniale Großmächte ein, als ihre Kolonien in Nord- und Südamerika vom Mutterlande abfielen und ihre Unabhängigkeit

erklärten (1822). Durch diese Schwächung der anderen Staaten wie durch die Vergrößerung des eigenen Besitzes in Indien wurde das Übergewicht Englands befestigt. In den beiden folgenden Generationen wurde durch eine planmäßig fortschreitende Erforschung der größte Teil Afrikas näher bekannt, von der Mitte des Jahrhunderts an erhielt Ostasien wachsende Bedeutung, ebenso auch die Inselwelt des Stillen Ozeans. Kein Staat hat aus dieser Entwicklung so große Vorteile zu ziehen verstanden als England, aber auch Frankreich erlebte einen neuen Aufstieg und wurde wieder eine bedeutende Kolonialmacht. Durch das Eintreten Deutschlands, Belgiens, Italiens und der Vereinigten Staaten von Nordamerika in die koloniale Bewegung empfängt die Kolonialgeschichte des letzten Menschenalters ihr Gepräge. Alle größeren Völker Europas haben die Notwendigkeit erkannt, sich einen überseeischen Besitz zu sichern, da er für ihre wirtschaftliche Stellung unentbehrlich ist. Der Eifer für koloniale Erwerbungen ist dementsprechend gestiegen und hat schließlich das Ergebnis gezeitigt, daß ein beträchtlicher Teil der außereuropäischen Welt Europa kolonial angegliedert ist. Wo das nicht geschehen konnte, ist erstrebt und erreicht worden, daß für den europäischen Handel und die europäische Kultur der Grundsatz der offenen Tür anerkannt wurde.

In der Geschichte der europäischen Kultur bildet die Behandlung der Eingeborenen durch die kolonisierenden Völker Europas ein dunkles Kapitel. Das Verlangen nach möglichst großen Gewinnen in möglichst kurzer Zeit hat zu einem System brutalster und durch keinerlei Rücksichten gehemmter Vergewaltigung der Eingeborenen geführt, das bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts die praktische Kolonialpolitik beherrscht. Ihren Höhepunkt fand es in der Versklavung der in den eroberten Ländern vorgefundenen Bevölkerung und in dem sich daraus entwickelnden Sklavenhandel. Spanien und Portugal haben ihn in die moderne Kolonialgeschichte eingeführt, die anderen europäischen Kolonialvölker setzten ihn fort. Bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts ist die öffentliche Meinung dadurch nicht beunruhigt worden und die Proteste einzelner Idealisten verklangen wirkungslos. Dann setzte die große Antisklavereibewegung ein, an deren Anfängen der englische Menschenfreund Wilberforce hervorragenden Anteil gehabt hat. Daß England 1808 die Aufhebung der Sklaverei in seinen Kolonien durch Parlamentsakte herbeiführte, war ihr erster großer Erfolg. Die anderen europäischen Staaten folgten nach und vereinigten sich

schließlich in der Kongoakte 1885, um durch ein gemeinsames Vorgehen den Sklavenhandel in Afrika zu unterdrücken. Da der Menschenraub jetzt in allen europäischen Kolonien gesetzlich unter Strafe gestellt ist, werden auch die in anderen Ländern noch vorhandenen Reste des Sklavenhandels allmählich verschwinden. Wir stehen also hier vor einer Bewegung, die einen großen Fortschritt darstellt. Da die Sklavenfrage zu allen Zeiten hohe wirtschaftliche Bedeutung besitzt, ist sie wie in der Zeit vom 15. bis 18. Jahrhundert so auch im 19. zunächst wesentlich von wirtschaftlichen Gesichtspunkten aus behandelt worden; das gilt vor allem von England, als es die Führung in dem Kampf gegen die Sklaverei in die Hand nahm. Aber daneben haben zu dem Sieg der Bewegung doch auch Beweggründe idealer Natur sehr stark mitgewirkt, und sie waren für viele ihrer Vorkämpfer sogar allein maßgebend. Der Gedanke der Menschenwürde, den das Zeitalter der Aufklärung herausarbeitete, war mit der Einrichtung der Sklaverei unvereinbar und forderte deren Beseitigung. In der gleichen Richtung wirkte jetzt die christliche Vorstellung, daß alle Menschen vor Gott gleich sind. Seitdem die Unvereinbarkeit des Christentums mit der Sklaverei von der Christenheit erkannt worden ist, ist daher aus christlichen Kreisen heraus der Kampf gegen die Sklaverei kräftig geführt worden.

Aber damit, daß Europa sich von den Rücksichtslosigkeiten losgesagt hat, die mit der Sklaverei in Verbindung standen, war nur ein Haupthindernis für die Lösung des Eingeborenenproblems aus der Welt geschafft, nicht dieses selbst gelöst. Ihm liegt der Tatbestand zu grunde, daß es den primitiven Völkern nicht möglich ist, in der bisherigen Weise weiter zu leben, sobald sie den Einwirkungen der europäischen Kultur ausgesetzt werden. Der kolonisierende Staat hat daher die Pflicht, sich darüber klar zu werden, welche Schlußfolgerungen daraus zu ziehen sind, d. h. nach welchen Grundsätzen das Verhältnis zu der eingeborenen Bevölkerung geregelt werden soll. Solange die europäischen Völker ihr koloniales Wirtschaftssystem auf die Sklaverei stützten, hat man sich darüber wenig Sorge gemacht; mit der Preisgabe dieser Methode aber wurde die Stellung des Weißen zum Eingeborenen eine wichtige Frage. Mehr und mehr ist sogar die Erkenntnis durchgedrungen, daß wir in ihr das Grundproblem aller Kolonialpolitik zu erblicken haben, von dessen Beantwortung die Entscheidung über die vielen einzelnen Fragen abhängt, die aus dem Zusammenleben mit der eingeborenen Bevölkerung erwachsen. Schon die Verbreitung dieser Einsicht war ein Fortschritt.

denn sie war ein Verzicht auf die Proklamation des Rechts des Stärkeren, aber es war damit noch nicht entschieden, wie nun das Verhältnis von Weiß und Schwarz gestaltet werden sollte. Dieser Unsicherheit ist durch die Gesetzgebung der einzelnen Kolonialmächte ein Ende gemacht worden, die den Eingeborenen unter den Schutz des Rechtes gestellt hat. Die Aussicht auf noch größere Güter wurde ihnen eröffnet, als das kolonisierende Europa erklärte, mit seiner kolonialen Tätigkeit der Verbreitung von Zivilisation und Kultur dienen zu wollen. Die Zustimmung zu diesen hohen Idealen gibt zwar noch keine sichere Gewähr für eine menschenfreundliche Behandlung der Eingeborenen — wie das Beispiel des Kongostaates beweist, wo sich noch am Anfang des 20. Jahrhunderts Vorgänge abgespielt haben, die mit den schlimmsten Ausschreitungen der alten Kolonialgeschichte auf gleicher Stufe stehen — aber es kann doch nicht in Zweifel gezogen werden, daß in Europa der ernste Wille an Boden gewann, daß die praktische Kolonialpolitik durch diese Ziele bestimmt wurde. Damit erkannten die kolonisierenden Völker an, daß sie gegenüber den Unterworfenen Pflichten zu erfüllen haben, und ihnen als Erzieher gegenüberzustehen. Die deutsche Kolonialregierung hat von Anfang an sich zu diesen Grundsätzen bekannt und auch nach ihnen gehandelt. Die Frucht dieser Kolonialpolitik war das wirtschaftliche Aufblühen unserer Schutzgebiete, ihr ist es auch zu danken, daß die Eingeborenen mit wenigen Ausnahmen sich in diesem Krieg als treue Untertanen erwiesen haben.

Dieser vollständige Umschwung in der Beurteilung eingeborener Völker hat auch das Verhältnis von Mission und Kolonialpolitik von Grund aus geändert. Die evangelische Mission des 17. Jahrhunderts unter den Indianern stand in scharfem Gegensatz zu dem von den englischen Ansiedlern gegen sie geführten Vernichtungskrieg. Die Mission des 18. Jahrhunderts in Ländern unter holländischer, britischer und dänischer Oberhoheit war auf Gnade und Ungnade den Handelskompagnien ausgeliefert, in deren Hand die koloniale Verwaltung gelegt war. Sie aber betrachteten die Mission nicht nur als etwas sehr Überflüssiges, sondern sogar als ein schädliches Unternehmen. Der in diesen Kompagnien herrschende rein kapitalistische Geist, für den der Eingeborene nur als Arbeitskraft oder nach seinem Verkaufswert in Betracht kam, mußte durch Bestrebungen, wie sie durch die Mission vertreten wurden, abgestoßen werden. Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß die Kompagnien ihnen nur soweit Spielraum gewährten, als unter dem

Druck des Mutterlandes nicht zu vermeiden war, und daß sie ihnen zugleich durch passiven Widerstand entgegenzuwirken suchten. Als die Macht dieser großen Handelsgesellschaften gebrochen war und im Laufe des 19. Jahrhunderts jene neuen Grundsätze für die Behandlung der Eingeborenen in der praktischen Kolonialpolitik durchdrangen, war für diese zugleich eine andere Haltung gegenüber der Mission gegeben. Das Ziel, den Eingeborenen die Segnungen der europäischen Kultur zugänglich zu machen, stellte die Kolonialregierungen vor Aufgaben, die wesentlich auf dem Gebiete der Volkserziehung lagen. Daraus ergaben sich für sie und die Mission gemeinsame Interessen, die zu einem Zusammenarbeiten geführt haben. Damit war an die Stelle des früheren Gegensatzes zwischen Mission und Kolonialpolitik die Möglichkeit einer grundsätzlichen Verständigung getreten, die für die Mission eine wesentliche Erleichterung ihrer Arbeit in sich schloß.

Der freiheitliche Geist, der diese durchgreifende Änderung in der Eingeborenenfrage hervorrief, hat auch dem Gedanken der Religionsfreiheit in der Kolonialpolitik Eingang verschafft. Spanien hielt allerdings an seiner alten Methode fest, wie die beklagenswerten Ereignisse auf den Karolinen bewiesen haben. Auch Frankreich hat eine Zeitlang starke Neigungen zur Fortsetzung seiner konfessionellen Kolonialpolitik betätigt, indem es bei jeder sich darbietenden Gelegenheit die katholische Mission begünstigte und zwar nicht nur nach der Eroberung von Madagaskar, wo bei der Unterdrückung der dortigen evangelischen Mission auch der damals bestehende Gegensatz zu England mitgewirkt hat. Dagegen ist der Grundsatz der Religionsfreiheit in feierlicher Form für Britisch-Indien 1858 verkündet worden und hat nicht nur für dieses Land, sondern auch in den übrigen englischen Kolonien praktische Durchführung gefunden. Diese Neutralisierung der Religionspolitik enthält den Verzicht auf Propaganda zugunsten des Christentums und läßt das Heidentum gewähren, sofern seine Sitten und Religionsgebräuche nicht gegen die Gesetze und Ordnungen verstoßen, die europäische Kolonialregierungen aufzurichten verpflichtet sind. Vom Standpunkt der evangelischen Mission aus war dieses Vorgehen als Fortschritt zu begrüßen. Denn ihr widerstrebt jede Gewaltsamkeit in Religionsangelegenheiten, und die Protektion einer Kolonialregierung ist für sie nicht erstrebenswert, weil sie leicht ihre Selbständigkeit gefährdet und auf diesem Wege erzielte Erfolge einen zweifelhaften Wert besitzen. Als Deutschland Kolonialmacht wurde, war die Loslösung der Kolonialpolitik von kirchlichen Zwecken

bereits soweit vorgeschritten, daß der Anschluß an diese Praxis sich von selbst ergab. Die deutsche Kolonialregierung hat sich daher auch niemals geneigt gezeigt, staatliche Machtmittel für eine Christianisierung nichtchristlicher Untertanen in den deutschen Schutzgebieten geltend zu machen. Eher konnte der Fall eintreten, daß politische Erwägungen ein Verhalten gegenüber dem Islam empfahlen, das, wenn auch unbeabsichtigter Weise, so doch tatsächlich die christliche Missionsarbeit erschwerte. Früher öfters geäußerte Bedenken dieser Art sind aber allmählich verstummt und es ist nicht festgestellt worden, daß sie begründet waren. Der Umstand, daß die europäischen Mächte der christlichen Mission den Zugang in das chinesische Reich erwirkt haben, kann nur mit starken Einschränkungen als Zeugnis für die Macht des Gedankens der Religionsfreiheit verwertet werden, denn diese Maßnahmen dienten politischen Zwecken. Dagegen hat die Tatsache, daß die chinesische Republik 1912 in die Verfassung die Bestimmung aufnahm, daß die Bürger der Republik Religionsfreiheit besitzen, diesen Wert. China folgte mit dieser Freigebung des religiösen Bekenntnisses dem Vorbilde Japans, das schon in der Verfassung von 1889 festsetzte: „Japanische Untertanen sollen, soweit es den Frieden und die gute Ordnung nicht stört und ihren Untertanenpflichten nicht zuwider ist, Freiheit ihres religiösen Glaubens genießen."

Das Missionswesen in Großbritannien und den anderen außerdeutschen Ländern.

Die große Missionsbewegung, die den ganzen Protestantismus im 19. Jahrhundert erfaßt hat, ist von England ausgegangen. Hier war in der Mitte des 18. Jahrhunderts durch die Erweckungspredigten der beiden Wesley und Whitefield, der Zeitgenossen Zinzendorfs, der Methodismus entstanden, dessen Auftreten in der Geschichte des englischen Protestantismus einen Wendepunkt bezeichnet. Von seiner epochemachenden Bedeutung gewähren die zahlreichen Kirchengemeinschaften, die sich methodistische nennen, nur eine sehr unvollkommene Vorstellung, und es war in mancher Hinsicht eine Einschränkung seines Einflusses, daß es zu diesen Kirchengründungen kam. Aber die ihm innewohnende Kraft war zu groß, als daß sie sich in kirchliche Organisationen einzwängen ließ, sie strebte über die Grenzen dieser Verbände hinaus und hat auf das ganze englische Christentum gewirkt. Mochten die Einseitigkeiten und Übertreibungen des Metho-

dismus viele abstoßen, sein starker Appell an die Persönlichkeit, sein Aufruf zum Handeln, seine Anreizung des Gefühls fanden in der Seele des Volkes ein kräftiges Echo. Dadurch hat die englische Frömmigkeit einen methodistischen Einschlag erhalten.

Daß die durch den Methodismus mobilisierten Kreise in dem Missionsgedanken das Ziel erkannten, das ihrem Tatendrang die großen Aufgaben stellte, nach denen sie verlangten, hat für die Stellung des englischen Protestantismus zur Mission grundlegende Bedeutung erlangt. Das Interesse für die Mission wurde bei John Wesley durch seine Beziehungen zu den Herrnhutern geweckt, dann waren es besonders jene Entdeckungsreisen, in der Südsee, die weitere Kreise auf sie hinwiesen, endlich haben die Verhandlungen über die Ostindische Kompagnie und die Antisklavereibewegung dafür gesorgt, den Blick in die Ferne zu lenken. Aber von der am meisten beteiligten Stellee aus erfolgte scharfer Widerspruch gegen die Mission; die Ostindische Kompagnie protestierte im Parlament 1793 gegen sie in geradezu gehässigen Ausdrücken. Auch die evangelischen Kirchen, Staatskirche wie Freikirchen, sprachen sich zunächst dagegen aus. Aber der Wille zum Handeln ist stets dem Bedenken überlegen, das der Neigung zur Untätigkeit entstammt. Da die Kirchen versagten, wurden sie bei Seite geschoben und die Missionsfreunde in ihrer Mitte schlossen sich zu Missionsgesellschaften zusammen. Die Proteste der Kompagnie aber konnten die Mission nur erschweren, nicht verhindern. Der Beginn der neuen Missionszeit knüpft sich an den Namen von William Carey, dessen begeisterter Missionsaufruf die Begründung der Baptistischen Missionsgesellschaft zur Folge hatte (1792). Wie sehr der Boden auch in anderen Teilen des englischen Protestantismus vorbereitet war, zeigt die rasch darauf folgende Stiftung der Londoner Missionsgesellschaft (1795), die das Ziel verfolgte, die Missionsfreunde verschiedener Kirchen zusammenzufassen. Schon 1799 trat die Kirchliche Missionsgesellschaft ins Leben, die mit der englischen Staatskirche in enger Verbindung steht. Wir verfolgen hier nicht die weitere Entwicklung der Begründung englischer Missionsgesellschaften im einzelnen. Inmitten aller größeren und kleineren Kirchengemeinschaften sind Organisationen entstanden, die Kolonialkirchen folgten diesem Beispiele und schließlich sind sogar für einzelne missionarische Arbeitszweige wie für einzelne Arbeitsfelder besondere Gesellschaften begründet worden. Eine besonders große Bedeutung hat die China-Inland-Mission (1865) erlangt, die auf

den Arzt Hudson Taylor zurückgeht und auch in das deutsche Missionswesen Eingang gefunden hat. Sie will eine „Glaubensmission" sein, bittet nicht um Gaben für die Mission, stellt sich allein auf den Boden der heiligen Schrift und kann sich daher in allen evangelischen Kirchen Freundeskreise schaffen. Sie verlangt von den ausziehenden Missionaren nur lebendigen Glauben, nicht missionarische Berufsausbildung, spricht der Frau volle Gleichberechtigung mit dem Mann in dem Missionsdienst zu und versucht auf Grund der Überzeugung von der nahe bevorstehenden Wiederkunft Christi, unter Verzicht auf die zeitraubenden Veranstaltungen der anderen Missionsgesellschaften, durch Reisepredigt möglichst rasch den Millionen Chinas das Evangelium zu verkünden.

Schottland zeigt seine Selbständigkeit England gegenüber auch in der Entwicklung seines Missionslebens. Die Staatskirche gab ihre anfangs scharf ablehnende Haltung auf und ist 1824 dazu übergegangen, selbst Missionsarbeit zu beginnen. Schwere innerkirchliche Konflikte, die 1843 zur Bildung der schottischen Freikirche geführt haben, schienen das aufgeblühte Missionswesen zu vernichten. Aber diese Krisis ist nicht nur überwunden worden, sondern sie hat das Missionsinteresse sogar gesteigert und zu außerordentlichen Leistungen angeregt.

In keinem evangelischen Lande hat der Individualismus auf das Missionswesen so zersplitternd gewirkt wie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Aus der Fülle der Organisationen ragt der schon 1810 gestiftete American Board of Commissioners for foreign missions durch seine Größe hervor, auch ist von ihm der amerikanische Gedanke von Freiheit und Selbständigkeit in die Missionsarbeit übertragen worden. Die 1886 entstandene Missionsbewegung unter Studenten (Volunteer Movement for foreign missions) hat weite Kreise gezogen, noch größere die Laienmissionsbewegung (1907).

Das Missionswesen in Großbritannien und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika steht auf einer hohen Stufe. Es nimmt im kirchlichen Leben einen breiten Raum ein und genießt in der Öffentlichkeit die Achtung, die ausgedehnte Organisationen für sich in Anspruch nehmen dürfen, wenn sie auf Erfolge hinweisen können. Von den Freunden der Mission wird viel gefordert, aber daher auch viel von ihnen geleistet. Schwierige Aufgaben schrecken nicht ab, sondern ziehen an, zumal dann, wenn für sie zugkräftige Schlagworte gefunden werden, die der Freude an dem Außerordentlichen und noch nicht

Dagewesenen entgegenkommen. Die Vorliebe des Amerikaners für große Zahlen und seine Gewöhnung an Reklame mit starken, Aufsehen erregenden Mitteln tritt wie in seinem täglichen Leben so auch in seinen missionarischen Veranstaltungen hervor. Aber es verbindet damit auch eine großzügige Art, die Dinge anzufassen, sowohl in der Organisation als in der Zuwendung von Mitteln, die für missionarische Zwecke zur Verfügung gestellt werden. Der gewaltige Umfang der Leistungen Englands und Amerikas ergibt sich aus der Statistik, derzufolge die britische Mission im Jahre 1912 3200 männliche Missionare und 2400 unverheiratete Frauen in ihrem Dienst hatte und 1915 über eine Einnahme von 40¾ Millionen Mark verfügen konnte, während die Vereinigten Staaten Nordamerikas zusammen mit Kanada 1915 98¾ Millionen Mark aufbrachten und 2750 männliche Missionare neben 2050 unverheirateten Missionarinnen ausgesandt hatten.

Die Niederlande standen zwar durch ihren großen indischen Kolonialbesitz in ausgedehnten Beziehungen zu nichtchristlichen Völkern, aber die Staatskirche beschränkte sich darauf, den überkommenen Bestand an Gemeinden zu erhalten, ohne Kraft und Willen darüber hinaus zu wirken. Die missionarische Tätigkeit ist durch den holländischen Protestantismus daher erst wieder aufgenommen worden, als der in seiner Mitte niemals erstorbene Missionsgedanke sich neue Organe schuf. Dies geschah durch die Begründung der Niederländischen Missionsgesellschaft 1797, zu der Anregungen von London aus den Anstoß gaben. Für ein halbes Jahrhundert war sie die Sammelstelle aller Missionsbestrebungen des Landes, bis dann kirchliche Gegensätze auf deren Pflege in gesonderten Organisationen hindrängten. In den zahlreichen Missionsgesellschaften, die nun gestiftet wurden, finden alle Richtungen und Schattierungen ihre Vertretung, und dadurch ist Holland zum Träger eines regen Missionslebens geworden.

Der französische Protestantismus hat in den jahrhundertelangen Verfolgungen, denen er ausgesetzt gewesen ist, eine hohe geistige Spannkraft, zähe Ausdauer und große Opferwilligkeit gewonnen. Diese Eigenschaften haben ihn zu außerordentlichen Anstrengungen und Leistungen befähigt, als er der Mission sich zuwandte. Die Pariser Missionsgesellschaft, eine Frucht der die evangelische Kirche Frankreichs mit neuem Leben erfüllenden Erweckungszeit, hat seit 1824 eine umfassende Tätigkeit entfaltet und durch schwerste innere Krisen hindurch sich behauptet. Es gehört zu ihren

Verdiensten, daß sie jedesmal helfend eingegriffen hat, wenn französischer Chauvinismus evangelische Missionare fremder Nationalität ausschaltete. Wenn wir die von ihr versorgten Arbeitsgebiete mit der kleinen Zahl von Protestanten, auf deren Unterstützung sie angewiesen ist, zusammenstellen, so erscheint sie als eine der leistungsfähigsten Gruppen in der protestantischen Mission der Gegenwart. Sie hat es auch überwunden, daß die französische Westschweiz, indem sie den Weg selbständiger Unternehmungen betrat, die schließlich in der Mission Romande ihre Zusammenfassung fanden, ihr als Hinterland verloren ging.

Die auf dem Boden des lutherischen Bekenntnisses stehenden Kirchen der skandinavischen Länder waren zwar durch kolonialgeschichtliche Beziehungen auf die Mission hingewiesen, aber ihr Anteil an der Mission der Gegenwart wurzelt nur zum Teil in diesem Boden. Dänemark hat seine Kolonialmission weitergeführt, die einem Missionskollegium in Kopenhagen, einer staatskirchlichen Behörde, unterstellt war. Dieser noch heute bestehenden Mission der Staatskirche traten im 19. Jahrhundert freie Organisationen zur Seite, unter denen die Dänische Missionsgesellschaft (1821) die größte ist. In Norwegen hat sich nach seiner Lostrennung von Dänemark 1814 ein reges Missionsleben entfaltet, das in zahlreichen Gesellschaftsgründungen zum Ausdruck kommt. Unter ihnen ragt die Norwegische Missionsgesellschaft (1842) hervor; nicht unbeträchtliche Kreise haben sich der China-Inland-Mission zugewandt.

In Schweden, das schon im 16. und 17. Jahrhundert durch die heidnischen Lappen im eigenen Land und durch seine Kolonie unter den Indianern in Nordamerika missionarische Anregungen empfing, hat in der neueren Zeit das Interesse für die Ausbreitung des Christentums einen großen Aufschwung erfahren. Pietistisch gerichtete Kreise führten die Umwandlung der evangelischen Vaterlandsstiftung (1861) in eine neue Missionsgesellschaft herbei; die 1874 durch den König bestätigte Schwedische Kirchenmission verdankt ihre Entstehung der Absicht, die Mission zu einer Angelegenheit der ganzen Kirche zu machen; auf freikirchlicher Grundlage ruht der Schwedische Missionsbund (1878); mit der China-Inland-Mission steht die „Schwedische Mission in China" in Verbindung. Eine parallele Entwicklung zu dieser Gestaltung der Missionsverhältnisse in Schweden zeigt Finnland; an der Spitze steht die Finnische Missionsgesellschaft (1859).

Die Entwicklung des Missionswesens in Deutschland.

Die Zeit der Aufklärung ist in den letzten Jahrzehnten in die Reihe der bevorzugten Forschungsgebiete eingerückt. Dadurch wird die Aussicht eröffnet, daß unser Verständnis dieser Periode deutschen Geisteslebens, die für die Geschichte des 19. Jahrhunderts grundlegende Bedeutung besitzt, von dem dogmatischen Urteil über die Aufklärung unabhängiger werden wird. Da die Wirkungen der Aufklärung auf das kirchliche Leben bisher wesentlich unter dem Sehwinkel betrachtet wurden, von dem aus die erste Generation des 19. Jahrhunderts sie betrachtet hat, die ihr in scharfem Gegensatz gegenüberstand, sind mancherlei Richtigstellungen zu erwarten. Aber das Verhältnis von Aufklärung und Mission wird davon nicht berührt werden. Denn zwischen der Aufklärung und dem christlichen Missionsgedanken besteht eine Spannung grundsätzlicher Art, da das Urteil der Aufklärung über das Christentum und sein Verhältnis zu anderen Religionen die Voraussetzungen erschüttert, von denen aus allein eine christliche Mission möglich ist. Es war daher keine zufällige Erscheinung, sondern eine notwendige Wirkung, daß die dänisch-hallische Mission innerlich zusammengebrochen ist, als die Aufklärung in ihrer Mitte Einfluß gewann.

Am Anfang des 19. Jahrhundert setzt eine erste große Missionsbewegung in Deutschland ein; ihre Quellpunkte liegen weit auseinander. Sie ist ein Stück der großen religiösen Erhebung, in der die evangelische Christenheit von den verwüstenden Folgen der französischen Revolution und der napoleonischen Kriege wie von dem Einfluß der Aufklärung sich zu befreien unternimmt. Der deutsche Protestantismus erfährt eine völlige Umgestaltung, an der die geistigen Kräfte des deutschen Idealismus wie die umfassenden Anregungen Schleiermachers, die Wiederanknüpfung an den Geist der Reformation wie neue praktisch kirchliche Aufgaben mitgewirkt haben, indes zugleich die religiösen Erfahrungen und nationalen Erlebnisse der jüngsten Vergangenheit nachklangen. Es ist eine merkwürdige Fügung, daß der Missionsgedanke gerade in dieser Zeit, in der das kirchliche Leben der Heimat große Anforderungen erhob, weitere Kreise zu erfassen begann. Er wurde ein Trost, weil er über die schwere Gegenwart heraushob, und ein Ideal, weil er hohe fernliegende Ziele zeigte, zuerst freilich nur für die Stillen im Lande.

Am Anfang des 19. Jahrhunderts lebte der Pietismus neu auf, allerdings in veränderter Form. Reste des alten Pietismus hatten

sich die Aufklärungszeit hindurch erhalten, die Brüdergemeinde besaß in ihrer „Diaspora“ zahlreiche Freundeskreise, dazu kam die weitverzweigte Organisation der Christentumsgesellschaft, die in Basel ihren Mittelpunkt hatte. Diese Gruppen wurden Träger einer neupietistischen Richtung, die in der Pflege eines gefühlsmäßigen Christentums auf biblischer Grundlage mit dem alten Pietismus übereinstimmte, doch ohne dessen Schroffheiten und Einseitigkeiten zu übernehmen. Eine große Gefahr bestand für sie darin, daß sie geneigt war, den Wert kirchlicher Abgrenzungen zu unterschätzen. Auf diesen Weg drängte sie nicht nur die mit dem Wesen des Konventikels oft verbundene Gleichgültigkeit gegen die Kirche, sondern auch die konfessionelle Uninteressiertheit, die durch die Aufklärung auch in weiteren nicht pietistischen Kreisen Platz gegriffen hatte, und durch die Romantik unterstützt wurde. Als Gegengewicht aber hat die praktische Liebestätigkeit gewirkt, indem die starken Anregungen zu humanitärer Betätigung, die von dem Aufklärungszeitalter ausgegangen waren, aufgenommen und in kirchliche Bahnen hinüber gelenkt wurden. Vor allem aber war es das Gebiet der Heidenmission, das dem neuerwachten evangelischen Glaubensleben ein Arbeitsgebiet von unermeßlicher Ausdehnung darbot. Durch diese Entwicklung ist zwischen diesem Neupietismus und dem evangelischen Kirchentum eine Verständigung angebahnt worden, deren Ergebnis ein verkirchlichter Pietismus war, der auf die Kirchengeschichte Deutschlands einen tiefgehenden und weitgreifenden Einfluß ausgeübt hat.

Aber dieser Pietismus, der dann ein Hauptträger des im 19. Jahrhundert aufblühenden deutschen Missionswesens geworden ist, mußte erst selbst für den Missionsgedanken gewonnen werden, ehe er diesen Dienst leisten konnte. Die entscheidenden Anregungen empfing er von England. Wir übersehen nicht, daß Deutschland damals in der Brüdermission ein bedeutendes Missionsunternehmen in seiner Mitte besaß und daß die ihr von vielen Seiten gewährten Unterstützungen den Beweis liefern, daß es auch außerhalb der Brüdergemeinde an Interesse für die Mission nicht gefehlt hat. Aber das Verständnis für die ganze Größe der Missionsaufgabe ist in Deutschland erst durch das Beispiel des englischen Protestantismus geweckt worden, der sie mit Begeisterung aufgriff und sofort zu groß angelegten Unternehmungen überging. Der Eindruck dieser Vorgänge hat fortreißend gewirkt.

Das neue Jahrhundert begann verheißungsvoll, indem der Prediger Jänicke 1800 in Berlin eine Missionsanstalt begründete.

Dieser Schritt hatte prinzipielle Bedeutung, weil er den Anfang der missionarischen Berufsausbildung in Deutschland bezeichnet. Die von ihm ausgebildeten 80 Zöglinge sind meist in den Dienst englischer Missionsgesellschaften getreten.

Zu einem ersten greifbaren Resultat führten die von England ausgehenden Anregungen in Basel; die Christentumsgesellschaft wurde die Brücke. Steinkopf, ihr mehrjähriger Sekretär, blieb mit ihr in Verbindung, als er die Stelle eines Predigers der deutschen Gemeinde in London übernahm und später in die Britische Bibelgesellschaft eintrat. Da er zu der Londoner wie zu der Kirchlichen Missionsgesellschaft in nahmen Beziehungen stand, konnte seinem Basler Freundeskreis über deren Unternehmungen berichten. Durch seine Mitteilungen sind dann Spittler und Blumhardt von der Christentumsgesellschaft und Pfarrer von Brunn zu den Schritten veranlaßt worden, die im September 1815 zu der Begründung der Basler Missionsgesellschaft geführt haben. Spittler hat sich dann später ein eigenes Feld der Tätigkeit geschaffen, indem er in der Nähe von Basel die Pilgermission von St. Chrischona ins Leben rief (1827). Die Basler Missionsgesellschaft beschränkte sich zuerst darauf, in ihrer Missionsschule (1816) Missionare für andere Missionsgesellschaften auszubilden; 1821 begann sie mit der selbständigen Aussendung von Missionaren; dauernde Arbeitsgebiete fand sie an der Goldküste, in Ostindien, in China und Kamerun. Sie ist der Mittelpunkt des evangelischen Missionslebens für das westliche Süddeutschland und die deutsche Schweiz geworden und besitzt vor allem in dem Württembergischen Pietismus ein Hinterland von großer geistiger Kraft. Der Umstand, daß der Sitz der Leitung sich nicht auf deutschem Boden befindet, nimmt uns nicht das Recht, sie den deutschen Gesellschaften zuzurechnen, denn sie gehört dazu durch ihre Geschichte und ihren Gesamtcharakter. Daneben hat sie durch das schweizerische Element eine internationale Färbung erhalten, die unter den größten deutschen Missionsgesellschaften sonst nur noch die Brüdergemeinde und die Leipziger besitzen. Bei Beginn der deutschen Kolonialära war sie sofort bereit, ihre Tätigkeit auf Kamerun auszudehnen und ist durch große Erfolge für diesen Entschluß belohnt worden. Ihr kirchlicher Standpunkt ist durch ihre engen Beziehungen zu dem Württembergischen Pietismus bestimmt worden. Sie vertritt ein Bibelchristentum, stellt das Konfessionelle zurück und hat zugleich von der Freiheit Gebrauch gemacht, die auf dieser Grundlage sich entfalten kann. Für die Ausgestaltung des deutschen Mis-

sionswesens hat die Stiftung der Basler Missionsgesellschaft auch dadurch Bedeutung erlangt, daß die zahlreichen in ihrem Interesse entstehenden Hilfsvereine an vielen Orten Missionsinteresse geweckt haben, das, sobald es erstarkt war, den Anstoß zur Bildung neuer Gesellschaften gegeben hat. Daher nimmt die Basler Missionsgesellschaft zu manchen späteren Gründungen eine ähnliche Stellung ein, wie die Brüdergemeinde, und wir begegnen ihrem Namen in deren Vorgeschichte. Auch darin berührt sich Basel mit Herrnhut, daß sein Archiv eine Fundgrube für die Geschichte des deutschen Missionslebens ist, und daß die von der Basler Mission gesammelten Erfahrungen in reichem Maß auch andern zu statten gekommen sind.

Unter wesentlicher Mitwirkung des bekannten Theologen Neander, der durch einen Bericht der Londoner Mission für die Ausbreitung des Christentums interessiert worden war, hat sich 1824 die „Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Mission unter den Heiden in Berlin" konstituiert, die seit 1907 den Namen Berliner Missionsgesellschaft führt. Ursprünglich ein Verein zur Sammlung von Missionsbeiträgen, die Herrnhut, Halle, Basel und der übrigens bald hinsterbenden Jänickeschen Anstalt zugeführt wurden, dann 1829 zur Eröffnung einer Missionsschule fortschreitend, hat sie 1833 ihre ersten Missionare nach Südafrika ausgesandt. Ein halbes Jahrhundert später trat China als neues Arbeitsfeld hinzu; Deutsch-Ostafrika ist 1891 gefolgt. Die Berliner Missionsgesellschaft steht auf dem Boden des lutherischen Bekenntnisses innerhalb der preußischen Landeskirche und hat in den östlichen Provinzen dieser Kirche einen festen Rückhalt.

Der rheinische Pietismus, dem besonders in seinem Mittelpunkt im Wuppertal bedeutende und regsame Personen angehörten, stand mit Gleichgesinnten an anderen Orten in dem engen Verkehr, der ein wesentliches Stück des von ihm gepflegten Gemeinschaftslebens war. Diese Beziehungen, die ihn unter anderm mit Basel und London in Berührung brachten, übermittelten ihm die Kenntnis von den hier gepflegten Missionsinteressen. In Elberfeld war bereits 1799 ein kleiner Verein entstanden, der sie aufnahm, 1818 bildete sich in Barmen ein Hilfsverein für Basel. Diese beiden Vereine und der von Köln schlossen sich 1828 zu der Rheinischen Missionsgesellschaft zusammen. Schon im folgenden Jahre sind die ersten Missionare, die in dem 1825 geschaffenen Missionsinstitute ihre Ausbildung empfangen hatten, nach Südafrika ausgesandt worden. Seit 1834 steht die Gesellschaft mit Niederländisch-Indien

in Verbindung; seit 1846 ist sie auch in China tätig; 1887 folgte als letztes Missionsgebiet Kaiser-Wilhelmsland in Deutsch-Neu-Guinea. In ihrem kirchlichen Charakter ist die Rheinische Mission der Basler verwandt, aber die Verschiedenheit des rheinischen Pietismus von dem württembergischen wahrt ihre Eigenart. Sie bezeichnet die reformatorischen Bekenntnisse als die Grundlage für ihre heimatliche wie für ihre auswärtige Arbeit.

In Ostfriesland führte das Missionsinteresse schon 1802 zur Begründung der Sozietät vom Senfkorn, deren Name auf die Beziehungen zur Brüdergemeinde hinweist. Später entstanden ähnliche Vereine in Bremen, Hamburg und Lübeck. Aus der Verbindung dieser Organisationen ist 1836 die Norddeutsche Missionsgesellschaft hervorgegangen, die zuerst in Hamburg ihren Sitz hatte, der aber 1850 nach Bremen verlegt wurde. Sie wollte auf breiter evangelischer Basis Missionsarbeit leisten und versuchte, Lutheraner wie Reformierte dafür zu gewinnen. Aber dieses Ziel ist nicht erreicht worden, die lutherischen Gebiete, die sich anfangs angeschlossen hatten, schieden bald wieder aus. Die Norddeutsche Missionsgesellschaft wurde dadurch auf die Dauer so geschwächt, daß sie seit dem Eingehen ihrer Missionsschule in Hamburg 1850 keine eigene Ausbildungsanstalt für ihre Missionare besitzt und seit 1847 nur ein einziges kleines Arbeitsgebiet unter dem Ewevolk in Westafrika in Pflege hat.

Die tieferen Ursachen der konfessionellen Kämpfe, die der Norddeutschen Missionsgesellschaft verhängnisvoll geworden sind, lagen nicht in den besonderen Verhältnissen dieser Gesellschaft. Diese Konflikte waren vielmehr die Auswirkung von Gegensätzen, die sich innerhalb des deutschen Protestantismus herausgebildet hatten. Das wieder aufgelebte Luthertum, das jede Art von Union und konfessioneller Unklarheit bekämpfte, forderte Anerkennung und suchte sich durchzusetzen. Folgerichtig drängte diese Entwicklung darauf hin, den lutherischen Standpunkt auch in der Ausbreitung des Christentums zur Geltung zu bringen und demzufolge Organisationen zu schaffen, die dafür garantierten, daß die Mission in dem Geist getrieben würde, der der Überzeugung dieser Kreise entsprach. Die Unterstützung von Missionsbestrebungen, für die andere Gesichtspunkte maßgebend waren, mußte daher von ihnen als ein unbefriedigender Zustand empfunden werden. Der Umstand, daß das deutsche Missionsleben am Anfang des 19. Jahrhunderts pietistischen Quellpunkten entstammte und das Luthertum durch diese Vermittlung mit

dem Missionsgedanken in Fühlung gekommen war, erschwerte die Verselbständigung der lutherischen Mission, aber konnte sie nicht verhindern. Diese Sachlage bildet den kirchengeschichtlichen Hintergrund für die Entstehung der Leipziger Missionsgesellschaft 1836. Die lutherischen Kreise des Königreichs Sachsens hörten auf, Herrnhut und Basel zu unterstützen und bildeten ein eigene Missionsgesellschaft, die zuerst von Dresden aus geleitet wurde und dann an den Ort der Landesuniversität verlegt worden ist. Ihr Arbeitsgebiet war, nachdem die Mission in Süd-Australien und unter den Indianern aufgegeben war, seit 1840 Ostindien, die deutsche Kolonialperiode fügte Deutsch-Ostafrika hinzu (1893). Die Hoffnung, daß diese Leipziger Mission alle lutherischen Missionskreise vereinigen würde, hat sich nicht erfüllt, nicht einmal für Deutschland; aber die lutherische Kirche in Rußland und Österreich, auch alte Freunde in Schweden halten sich zu ihr. Die Übernahme der Reste der Dänisch-Halleschen Trankebarmission (1849) war der Antritt einer vorzugsweise historisch bedeutungsvollen Erbschaft.

Das lutherische Element in dem deutschen Missionswesen erfuhr eine beträchtliche Stärkung, als der Leipziger Mission 1849 in der Hermannsburger eine neue Gesellschaft zur Seite trat, die sich ebenso entschieden auf den Boden des Luthertums stellte. Aber sie ist, auch abgesehen von dieser konfessionellen Haltung, ein ganz originales Gebilde. Geschaffen durch den Pastor Louis Harms, getragen zunächst durch diese eine Dorfgemeinde Hermannsburg, herausgewachsen aus dem niedersächsischen Volkstum, vertritt sie in der deutschen Missionswelt einen Typus für sich. In ihrer weiteren Entwicklung hat sie sich den Einrichtungen der anderen Gesellschaften zwar angenähert, aber ihre ländliche Herkunft gibt ihr noch jetzt Kraft und Volkstümlichkeit. Wir begegnen ihrer ausgedehnten Arbeit in Süd-Afrika und Ostindien. In Süd-Afrika wirkt auch die Hannoversche evangelisch-lutherische Freikirche (1892).

Johannes Goßner gehörte zu jener Gruppe katholischer Geistlicher Süddeutschlands, die in einem mystisch-pietistisch gefärbten Christentum mit gleichgesinnten Protestanten am Anfang des 19. Jahrhunderts sich zusammenfanden. Wie die Romantik für manche zum Wege nach Rom wurde, so hat diese Gefühlsfrömmigkeit, die zugleich zu der heiligen Schrift in ein näheres Verhältnis brachte, einzelnen Katholiken den Anschluß an die evangelische Kirche vermittelt.

Nach langen Irrfahrten tat Goßner 1828 diesen Schritt und wurde Prediger an der Bethlehemskirche zu Berlin. Sein schon in Petersburg geweckte Missionsinteresse führte ihn der Berliner Missionsgesellschaft zu, aber seine stark ausgesprochene Individualität wies ihn andere Wege und zwar zur Begründung einer eigenen, der nach ihm benannten Goßnerschen Missionsgesellschaft 1836. Lehrreich sind die unmittelbaren Anlässe, die ihn bestimmten, aus dem Vorstand der Berliner Gesellschaft auszuscheiden: Seine Abneigung gegen den Anstaltsbetrieb, seine Bedenken gegen eine gelehrte Ausbildung der Missionare, seine Forderung, daß sie durch die Arbeit ihrer Hände sich selbst unterhalten sollten. Ebenso lehrreich ist die Tatsache, daß die Goßnersche Mission nach dem Tod ihres Stifters durch die inzwischen gesammelten Erfahrungen dazu gelangte, in allen diesen Stücken seinen Standpunkt fallen zu lassen. In kirchlicher Hinsicht steht die Gesellschaft auf demselben Boden wie die Berliner; erst spät ist sie dazu übergegangen, ihre Freundeskreise zu organisieren. Eng ist der Name der Goßnerschen Gesellschaft mit der evangelischen Mission in Ostindien verknüpft, 1913 begann sie ihre Wirksamkeit in Kamerun.

Zwischen der evangelischen Liebestätigkeit an Hilfsbedürftigen und der Predigt des Evangeliums unter den Völkern, die es noch nicht kennen, besteht ein so enger innerer Zusammenhang, daß sie sich gegenseitig fordern. Die Franckeschen Stiftungen in Halle stellen am Anfang der deutschen Missionsgeschichte eine vorbildliche Vereinigung beider demselben Glauben entspringenden Betätigungen dar. Dann war es die Christentumsgesellschaft, die Missionsgeist mit praktischer Liebesarbeit verband, und die ganze weitere Entwicklung der Mission ist dieser Wegweisung gefolgt. Durch das Auftreten der Inneren Mission ist die evangelische Heidenmission nicht auf ein ihr bis dahin unbekanntes Arbeitsgebiet hingelenkt worden, wohl aber wurden ihr durch sie große und neue Kräfte zugeführt. Vor allem ist es wichtig geworden, daß von jetzt an die deutsche Frau in größerem Umfang als früher zur Mitarbeit herangezogen worden ist. Es entstanden an neuen Organisationen: der in Berlin 1842 begründete Frauenverein für christliche Bildung des weiblichen Geschlechtes im Morgenlande und der Berliner Frauen-Missionsverein für China (1850). Eine weithin beachtete Tätigkeit erschloß sich für die Kaiserswerter Diakonissenanstalt, indem sie ihre Tätigkeit in verschiedenen Ländern des Orients (1851) begann, wäh-

rend der Jerusalemsverein (1852) sich auf das heilige Land beschränkt hat.

Bei der Begründung der Schleswig-Holsteinschen Missionsgesellschaft 1877 lag weder der Fall vor, daß eine bis dahin nicht vertretene kirchliche Richtung sich ein Organ schaffen wollte, noch sollte sie nach der missionsmethodischen Seite hin neue Wege einschlagen. Sie war vielmehr anfangs nur das Werk ihres Stifters, des Pastors Jensen in Breklum. Aber die sachliche Berechtigung dieses anfangs sehr angefochtenen Vorgehens lag in der Besonderheit der durch die Geschichte und die geographische Lage nicht nur abgegrenzten, sondern auch eigenartig entwickelten lutherischen Landeskirche Schleswig-Holsteins. Große innere Schwierigkeiten sind von dieser Gesellschaft glücklich überwunden worden und sie hat sich als ein geeignetes Mittel erwiesen, das Missionsinteresse in der Nordmark erheblich zu steigern. Ostindien und Deutsch-Ostafrika sind ihre Arbeitsgebiete.

Große Veränderungen in dem deutschen Missionswesen brachten die achtziger Jahre. Der kirchliche Liberalismus hatte sich von einer Mitarbeit bisher ferngehalten, da er dem Geist, in dem von den deutschen Missionsgesellschaften die Mission betrieben wurde, fremd gegenüber stand oder ihn direkt ablehnte. Auch war sein Interesse an der Mission nicht so stark, daß er die Last eigener Unternehmungen auf sich nehmen wollte. In den 70er Jahren aber bahnte sich ein Umschwung an. Einen wesentlichen Einfluß darauf hat Max Müller in Oxford ausgeübt, und dann die Schrift des schweizerischen Pfarrers E. Buß „Über die christliche Mission, ihre prinzipielle Berechtigung, und praktische Durchführung" (1876), die alle diejenigen, die sich in ihrem Gewissen gedrängt fühlten, für die Ausbreitung des Christentums tätig zu sein, den schon vorhandenen Missionsbestrebungen sich jedoch mit voller Überzeugung nicht anzuschließen vermochten, aufforderte, zu einem Verein zusammenzutreten. Die Macht des Missionsgedankens überwand entgegenstrebende Bedenken, 1884 trat der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein ins Leben. In der praktischen Arbeit hat sich sein Gegensatz zu der sogenannten pietistischen Missionsmethode gemildert und abgeschwächt; seine Arbeitsfelder sind Japan und China.

Die Erwerbung von deutschen Kolonien rief in den deutschen Missionskreisen große Bewegung hervor. Zuerst stand das Gefühl der Besorgnis, daß der rein religiöse Charakter der Mission durch

ihre Verbindung mit nationalen Bestrebungen gefährdet werden könnte, stark im Vordergrund. Daß diese Bedenken in manchen Kreisen noch heute lebhaft empfunden werden, ist eine der deutschen Mission charakteristische Erscheinung; England kennt sie nicht. Aber die deutsche Missionswelt ist sich sofort darüber klar gewesen, daß die deutsche Flaggenhissung in überseeischen Ländern der evangelischen Kirche unabweisbare Aufgaben stellte. Es war die beste Lösung, daß die alten Missionsgesellschaften — die Basler, die Berliner, die Brüdergemeinde, die Leipziger, die Rheinische, auch die Neuendettelsauer Gesellschaft für innere und äußere Mission — sich ihnen energisch zuwandten und damit einen reichen Schatz von Erfahrungen unseren Kolonien zuführten. Aber die Kolonialbegeisterung der ersten Jahre verlangte auch nach neuen Missionsorganen. Die in Berlin 1886 begründete „Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika", jetzt seit ihrer Verlegung nach Bethel bei Bielefeld Bielefelder Missionsgesellschaft genannt, hat sich durch manche kritische Zeiten durcharbeiten müssen, aber in den Bodelschwingschen Anstalten einen starken Rückhalt erlangt. Dagegen hat sich die „Gesellschaft für evangelisch-lutherische Mission in Ostafrika" des Pfarrers Ittameier in Hersbruck in Bayern 1893 wieder aufgelöst und an die Leipziger Mission ihr Arbeitsfeld unter den Ukamba abgegeben.

In die Geschichte des religiösen Lebens in Deutschland hat die Gemeinschaftsbewegung tief eingegriffen. Dazu gehört eine nicht geringe Zahl von evangelischen Christen, die zwar Mitglieder von deutschen Landeskirchen sind, aber sich zur Pflege einer engeren christlichen Gemeinschaft in kleineren und größeren Gruppen zusammengeschlossen haben, die ihrerseits wieder in Verbänden zusammengetreten sind. Ihr Verhältnis zu dem Landeskirchentum weist große Abstufungen auf, mit der Lockerung der Beziehungen zu ihm wurde das Eindringen fremdländischer Einflüsse erleichtert. Die in den Gemeinschaftskreisen herrschende ernste Auffassung des Christentums und die ihnen eigene große Opferwilligkeit gab ihrer Stellung zu dem Missionsgedanken ein besonderes Gewicht. Da die vorhandenen Missionsgesellschaften ihren Ansprüchen nicht genügten, haben sie neue gegründet, die großenteils auf dem Boden der China-Inland-Mission und der englischen Allianzmission stehen oder ihr nahe verwandt sind. Aus diesem Anlaß entstanden: Die Neukirchener Missionsgesellschaft 1882 mit Java und Englisch- und Deutsch-Ostafrika als Arbeitsfeld; die Deutsche China

Allianz-Mission in Barmen 1890; die Kieler China-Mission 1899; die Liebenzeller Mission 1899; die Sudan-Pionier-Mission 1900. Aus dem deutschen Hilfsbund für Armenien ist hervorgegangen die Deutsche Orient-Mission 1900. Die Eigentümlichkeit der Deutschen Baptisten Missionsgesellschaft (1890), die in Kamerun, und der Deutschen Adventisten-Mission (1903), die in Englisch- und Deutsch-Ostafrika sowie in anderen Ländern dieses Erdteils tätig ist, ergibt sich aus ihrem Namen.

Deutschland besitzt demnach eine stattliche Zahl von Missionsgesellschaften. Ein Blick auf die Zeit ihrer Entstehung zeigt eine periodische Vermehrung. In die zwanziger und dreißiger Jahre fällt die Begründung der Berliner, der Rheinischen, der Goßnerschen, der Leipziger Gesellschaft, die zusammen mit der Basler und der Brüdergemeinde durch den Umfang der von ihnen geleisteten Arbeit noch in der Gegenwart die Hauptträger des deutschen Missionswesens sind. Dann waren es noch die achtziger und in geringerem Umfange die neunziger Jahre, in denen eine Mehrheit von neuen Gesellschaften gestiftet wurde. Es liegt auf der Hand, daß jede neue Gründung sich zunächst als eine Beschränkung der vorhandenen Gesellschaften darstellte und von ihnen so empfunden werden mußte, auch vom Standpunkt der allgemeinen Missionsinteressen aus Bedenken erwecken konnte. Aber auf der anderen Seite hat keine Gesellschaft die Anwartschaft darauf, ihren Besitzstand in der heimatlichen Kirche gewissermaßen garantiert zu sehen. Auch wird der Grundsatz der territorialen Abgrenzung des Hinterlandes der einzelnen Gesellschaften in der Zukunft so wenig sich durchführen lassen wie es in der Vergangenheit möglich gewesen ist; Liebe und Vertrauen suchen ihre eigenen Wege. Ferner hat die Erfahrung gelehrt, daß durch die Vermehrung der Missionsorganisationen auf die Dauer keine Gesellschaft geschwächt worden ist. Vielmehr sind alle in die Lage versetzt worden, ihre Arbeitsgebiete zu erweitern, da die Verallgemeinerung des Missionsgedankens indirekt alle gefördert hat. Schon diese Beobachtung ist geeignet, die zahlreichen Neugründungen wesentlich anders zu beurteilen als es oft geschehen ist. Es greifen in diese Frage aber noch andere Gesichtspunkte ein. Wenn der Entwicklungsprozeß, den das deutsche Missionswesen durchlaufen hat, als eine Zersplitterung bezeichnet wird, so ist das zwar in formaler Hinsicht zutreffend, aber dieser Ausdruck wird den Verhältnissen, die ihm zugrunde liegen, nicht gerecht, indem er den Anschein hervorruft, als wäre dadurch Zu-

sammengehöriges auseinandergerissen, also etwas Naturwidriges oder Ungesundes geschehen. Wir stehen vielmehr vor einer fortschreitenden Gliederung des Missionswesens, die durch tatsächliche Verhältnisse bedingt ist. Aus der Hochachtung, die wir jeder ehrlichen Überzeugung entgegenzubringen haben, folgt die Verpflichtung, ihr auch das Recht zuzusprechen, der Missionspflicht so zu genügen, wie es dieser Überzeugung entspricht, d. h. gegebenenfalls neue Formen dafür zu suchen. Ebenso haben landschaftliche und provinzielle Eigentümlichkeiten das innere Recht, sich auch missionarisch auszuwirken. In der Vielheit unserer Missionsgesellschaften dürfen wir daher eine Frucht des protestantischen Geistes erblicken, der für Individualitäten wie für die Freiheit geschichtlicher Entwicklungen Raum hat. So wenig es eine deutsche Reichskirche gibt oder zu erwarten ist, so wenig ist auf eine einheitlich zusammengefaßte deutsche evangelische Mission zu rechnen. Grundsätzlich erregt daher die Vielheit der vorhandenen Missionsgesellschaften kein Bedenken. Daß sie mancherlei Erschwerungen des Missionsbetriebes im Gefolge hat, bedarf keiner Begründung.

Die Organisation der evangelischen Mission.

In der Augsburgischen Konfession, der klassischen Bekenntnisschrift des Protestantismus, wird gesagt, daß die Kirche die Versammlung der Gläubigen ist, unter denen das Evangelium rein gepredigt und die Sakramente recht verwaltet werden; die Verfassung wird also nicht zu den konstitutiven Merkmalen der Kirche gerechnet. Damit war ausgesprochen, daß die Gestaltung ihrer äußeren Ordnung der geschichtlichen Entwicklung überlassen bleiben sollte. Die Entscheidung über die Form der Verfassung der Kirche wurde der Sphäre des Glaubens entrückt und unter den Gesichtspunkt der Zweckmäßigkeit gestellt. Durch diese Anerkennung der Freiheit der Entwicklung wurde sowohl der Weg zu einer großen Mannigfaltigkeit in dem verfassungsmäßigen Ausbau der Kirche geöffnet als auch darauf verzichtet, alle Anhänger des evangelischen Glaubens in einer kirchlichen Organisation zusammenzufassen.

Vom Beginn der Reformation an ist nach diesen Grundsätzen gehandelt worden. Wo immer der evangelische Glaube sich durchsetzte, wurde der Gottesdienst geändert, aber niemals versucht, für die

Regelung der äußeren Verhältnisse der Gemeinden bestimmte Normen aufzustellen und von deren Anerkennung ihren evangelischen Charakter abhängig zu machen. Auf diese Entwicklung wiesen schon die äußeren Umstände hin, unter denen die evangelische Bewegung sich ausgebreitet hat. Die politischen Gewalten nahmen ihr gegenüber in Deutschland, in der Schweiz, in Frankreich, auf den britischen Inseln und in den anderen Ländern Europas eine so verschiedene Haltung ein, daß die Forderung der Gleichförmigkeit in der Gemeindeorganisation auf unüberwindliche Schwierigkeiten gestoßen sein würde. In derselben Richtung wirkten die verschiedenen Auffassungen des evangelischen Glaubens, die sich bald zu kirchlichen Richtungen erweiterten und allen Ausgleichsversuchen getrotzt haben. Infolgedessen umfaßte der Protestantismus in der Mitte des 16. Jahrhunderts eine große Zahl von Kirchenkörpern, die kirchlich verschieden organisiert waren und untereinander in keiner Beziehung standen. Allerdings herrschte zwischen ihnen eine Übereinstimmung in wichtigen Stücken des Christentums — sie erscheint uns sogar größer als den Zeitgenossen —, aber das Bedürfnis war nicht vorhanden, ihr einen äußeren Ausdruck zu geben, denn infolge der trennenden Lehrgegensätze entstand kein protestantisches Gemeingefühl, ebenso wenig kannte man allgemein evangelische Aufgaben. Die einzelnen Teile des Protestantismus haben daher eine gesonderte Entwicklung eingeschlagen und strebten mehr und mehr auseinander.

Die Entwicklung der evangelischen Mission ist durch diese Geschichte des Protestantismus bestimmt. Da die evangelische Kirche keine einheitliche Größe ist, kann die evangelische Mission es auch nicht sein. Die große Fülle von missionarischen Organisationen, die große Mannigfaltigkeit ihrer Formen, die nicht unerheblichen Unterschiede und Gegensätze in ihrer Mitte, der Mangel an Verbindung zwischen den einzelnen Teilen und Zweigen der evangelischen Mission sind Erscheinungen, die sich aus dem Begriff und dem tatsächlichen Zustand der evangelischen Kirche erklären. Diese der evangelischen Mission anhaftenden Eigentümlichkeiten treten um so schärfer hervor, wenn man ihr die katholische Kirche gegenüber stellt, deren kirchliche Organisation eine straffe Konzentration und ein einheitliches Regiment verbürgt. Wenn die evangelische Mission dafür verantwortlich gemacht wird, daß die Vertretung des Missionsgedankens durch diese Zersplitterung beeinträchtigt wird, so richtet sich dieser Vorwurf an

eine falsche Adresse. Denn die evangelische Mission ist nichts anderes als die in die nichtchristliche Welt vordringende evangelische Kirche, sie trägt hinaus, was diese an geistigen Kräften besitzt, aber es bestehen für sie auch alle Schranken, die dem Protestantismus durch sein Wesen und seine geschichtliche Entwicklung anhaften.

Die für die evangelische Mission charakteristischen Träger des Missionsgedankens sind nicht die einzelnen Kirchengemeinschaften, sondern Missionsgesellschaften, d. h. private Unternehmungen, die den Kirchen gegenüber selbständig sind und sich selbst verwalten. Allerdings wird die Mission auch als Kirchensache betrieben, so von der Schottischen Staatskirche, von der Unierten Freikirche in Schottland, von der Schwedischen Staatskirche und in Deutschland von der Brüdergemeinde, aber das sind Ausnahmen. Die Entstehung der ersten Missionsgesellschaften erklärt sich geschichtlich. Anfänglich wurde der Missionsgedanke nur von kleinen Gruppen evangelischer Christen vertreten, von der großen Mehrheit dagegen abgelehnt. Es fehlten mithin die Voraussetzungen dafür, daß er als eine allgemein kirchliche Angelegenheit behandelt wurde, und die einzige Möglichkeit, ihn praktisch zu verwirklichen, war die Bildung von Vereinigungen privaten Charakters, die sich diese Aufgabe stellten. Nun haben sich allerdings die Verhältnisse geändert, die Zahl der Missionsfreunde ist sehr gewachsen, sie bilden jetzt in vielen, vielleicht in den meisten Kirchen nicht mehr die Minderheit, sondern die Mehrheit. Es würde also jetzt die Möglichkeit gegeben sein, wenigstens in manchen Fällen der Mission den privaten Charakter zu nehmen und sie in den kirchlichen Organismus einzufügen. Aber es ist bis jetzt nicht geschehen. Aus der Geschichte der Mission war auch kein Anlaß zu entnehmen, mit dem bisher in Geltung stehenden System zu brechen und es liegt in dem Wesen einer freien Gesellschaft, daß sie in den meisten Fällen eine größere Beweglichkeit besitzen wird als Kirchengemeinschaften. Bei Staatskirchen kommt außerdem noch in Betracht, daß deren Behörden durch die Beziehungen zu dem betreffenden Staatswesen in ihrer Bewegungsfreiheit beschränkt sind. Auch wäre mit der Gefahr zu rechnen, daß Gesichtspunkte nichtmissionarischer Art in ihrer Leitung zur Verwendung kommen. Die Geschichte sowohl der holländischen als der dänischen staatskirchlichen Mission gibt auch für diese Frage manche Lehre. Der Hinweis auf die katholische Kirche entkräftet diese Bedenken nicht. Denn sie ist eine internationale Größe, sie umfaßt mit ihren Rechtsordnungen das gesamte Missionswesen und ist eine

politische Macht, die nach eigenem Ermessen handelt und ihre Selbständigkeit zu wahren weiß.

Die Zahl der Neugründungen von Gesellschaften hat im Laufe des 19. Jahrhunderts eine Höhe erreicht, daß die Freude über diese nach Betätigung verlangende Kraft durch die Besorgnis getrübt wird, daß die Gesamtleistung der evangelischen Mission durch die Folgen dieses Individualismus geschwächt wird. Es spricht für die Gesundheit und wachsende Reife der Mission, daß sie es verstanden hat, geeignete Gegenmaßnahmen zu treffen. Sie mußten den Charakter freiwilliger Veranstaltungen tragen, denn die evangelische Mission besitzt kein Mittel, auf irgendeine Gesellschaft einen Zwang auszuüben. In den Missionskonferenzen ist die geeignete Form gefunden worden. Darunter werden freie Zusammenkünfte von Vertretern der Missionsgesellschaften verstanden, die den Zweck haben, einen Meinungsaustausch über missionarische Verhältnisse und Aufgaben herbeizuführen. Dabei besteht die Hoffnung, daß durch diese gegenseitige Mitteilung der gesammelten Erfahrungen eine Annäherung der Arbeitsmethoden erleichtert wird und jede einzelne Gesellschaft von diesen Aussprachen Gewinn hat. Von Beschlüssen, die geeignet wären, ihr selbständiges Handeln einzuschränken, wird abgesehen. Diese sich ganz auf den Grundsatz der Freiwilligkeit stellenden Vereinigungen ruhen auf dem Gedanken, daß der Missionsgeist dazu willig und fähig macht, aus den Erfahrungen anderer lernen und der ganzen evangelischen Mission dienen zu wollen. Diese Erwartungen haben sich erfüllt.

Die Weltmissionskonferenzen wollen die gesamte evangelische Mission umspannen. Die erste hat 1879 in New York getagt, die letzte fand 1910 in Edinburg statt. Sie hat alle ihre Vorgänger weit übertroffen sowohl durch die Zahl ihrer Mitglieder als durch die Anregungen, die von ihr ausgegangen sind. Das auf Grund sorgfältiger Vorbereitungen von ihr über die wichtigsten Fragen der Missionstheorie gesammelte Material besitzt bleibenden Wert; die von ihr angestrebte und angebahnte Arbeitsgemeinschaft zwischen den Missionen aller protestantischen Länder ist dagegen infolge der Haltung Englands in dem gegenwärtigen Krieg zusammengebrochen.

Auch für die heimatlichen Missionsleitungen stellte sich das Bedürfnis nach Aussprache und Verbindung heraus. Die Kontinentale Missionskonferenz in Bremen hat seit 1866 durch zahlreiche Tagungen diesen Dienst geleistet und an der

Klärung schwieriger Fragen mitgearbeitet. Als Deutschland Kolonien erwarb, erwies sich die Schaffung eines ständigen Organs der deutschen Missionsgesellschaften als notwendig. Der zu diesem Zweck 1885 ins Leben gerufene Deutsche Missionsausschuß ist zwar nicht Vertreter des gesamten deutschen Missionswesens, denn es gehören ihm nicht alle Gesellschaften an, aber er wird als Sprecher deutscher evangelischer Missionsinteressen anerkannt, weil der größte Teil der deutschen Missionskreise hinter ihm steht. Die Deutsche Evangelische Missionshülfe, herausgewachsen aus den für die große Nationalspende 1913 geschaffenen Veranstaltungen, stellt sich allen Gesellschaften zur Verfügung und hat sich in der kurzen Zeit ihres Bestehens als eine wertvolle Ergänzung der vorhandenen Organisationen erwiesen.

Andere Ziele verfolgen die Konferenzen der missionarischen Berufsarbeiter einzelner Missionsgebiete. Sie haben sich in Japan, China, Britisch-Indien, Süd-Afrika, Deutsch-Ostafrika bewährt und durch die Behandlung von praktischen Fragen des Missionsbetriebes allen beteiligten Gesellschaften große Dienste geleistet.

Das Werden und Wachsen evangelischer Missionsarbeit.

Wenn wir als Gegenstand der christlichen Mission die gesamte nichtchristliche Völkerwelt ansehen, so ergibt sich bei Einrechnung der Mohammedaner, aber unter Ausschluß der Juden, deren Zahl auf 11 Millionen berechnet wird, für die außereuropäischen Erdteile folgendes Bild. In Australien beträgt die Zahl der Nichtchristen nicht mehr als 1 Million bei 5½ Millionen Christen; Amerika hat 7½ Millionen Nichtchristen neben 162 Millionen Christen; in Afrika leben 170 Millionen Nichtchristen und 9 Millionen Christen; in Asien stehen 942 Millionen Nichtchristen 30 Millionen Christen gegenüber. Diese Aufeinanderfolge zeigt, daß in Asien mehr als fünfmal soviel Nichtchristen angetroffen werden als in Australien, Amerika, Afrika zusammengenommen. Das Gewicht dieses Zahlenverhältnisses wird dadurch noch verstärkt, daß die nichtchristliche Welt

Asiens sich auf die großen und alten Kulturen Indiens und Chinas stützen kann. Es ist ferner zu berücksichtigen, daß dieser Erdteil, und zwar speziell Ostasien, durch den Gang der weltgeschichtlichen Entwicklung von Jahrzehnt zu Jahrzehnt an universaler Bedeutung gewonnen hat. Die Interessen Europas drängen dorthin und in gleicher Weise bemüht sich Amerika darum, dort seinen Einfluß zu befestigen. Ostasien ist schon jetzt einer der Mittelpunkte der Weltpolitik und alle Anzeichen sprechen dafür, daß sein Wert noch steigen wird. Wie diese Vorgänge nach der religionsgeschichtlichen Seite sich auswirken werden, wird die Zukunft lehren. Aber es unterliegt nach den bereits vorliegenden Erfahrungen keinem Zweifel, daß von den im Fluß befindlichen Auseinandersetzungen zwischen Ostasien auf der einen und Europa und Amerika auf der andern Seite große Veränderungen in dem Verhältnis der Religionen dieser Völkergruppen zueinander zu erwarten sind. In der Geschichte der Entstehung des modernen Japan ist dem Christentum eine Rolle zugefallen, durch die es an allen Wechselfällen dieser an überraschenden Wendungen reichen Entwicklung Teil genommen hat. Die ihm früher entgegengebrachte tötliche Feindschaft fand ein plötzliches Ende und machte einer Hochschätzung Platz, die eine Christianisierung des ganzen Volkes in die Nähe zu rücken schien. Dann schlug die Stimme um, und antichristliche Bewegungen bedrohten aufs neue die inzwischen errungenen Erfolge der christlichen Mission. Nach Überwindung dieser Krisis sind dann Verhältnisse eingetreten, die trotz einzelner gefährlicher Episoden eine ruhige Fortführung ihrer Arbeit ermöglicht haben. Da diese Wandlungen des Urteils über die christliche Mission politische Ursachen hatten, ist die Geschichte Japans eine eindrucksvolle Bestätigung der Gefahren, die aus der Verbindung mit der Politik für die Ausbreitung des Christentums erwachsen.

Als die katholische Kirche in Franziskus Xaverius den für ihre gesamte neuzeitliche Mission epochemachenden Führer gefunden hatte, schienen sich ihr in Japan besonders günstige Aussichten zu eröffnen. Aber das aufblühende Kirchenwesen erlag den Gegenwirkungen des Buddhismus und einer fremdenfeindlichen Politik; Japan wollte für sich bleiben. Mit asiatischer Grausamkeit wurde das Christentum ausgerottet und für mehr als zwei Jahrhunderte das Land gegen die Außenwelt abgesperrt. Infolge des klugen Vorgehens der Vereinigten Staaten von Nordamerika aber sah sich Japan 1854 veranlaßt, mit dieser Politik zu brechen und dem

Handel einige Häfen zu öffnen. Dieser Entschluß hat über die Zukunft Japans entschieden. Es fielen nicht nur alle Schranken, die dem Eindringen fremdländischen Wesens im Wege standen, sondern Japan erkannte zugleich dessen Überlegenheit und zog aus dieser Einsicht entschlossen und konsequent die Folgerungen. Die Verpflanzung der westeuropäischen Kultur auf japanischen Boden hat in sehr kurzer Zeit Umwälzungen von größtem Umfang herbeigeführt, die es Japan ermöglicht haben, in raschem Aufstieg sich eine Machtstellung zu erringen, die von Seiten der alten Welt durch das Zugeständnis der Ebenbürtigkeit anerkannt werden mußte. Für den Prozeß der Modernisierung Japans fehlt es an Analogien, er ist etwas Einzigartiges und ein denkwürdiges Stück Weltgeschichte. Seit es aus der Reihe lernbegieriger Schüler ausgeschieden ist und den Wettbewerb um Europa aufgenommen hat, hat sich unser Auge für das, was ihm noch fehlt und vielleicht dauernd fehlen wird, geschärft. Aber daneben darf auf eine gerechte und ruhige Würdigung der Kräfte und Vorzüge dieses eigenartigen und nach vielen Seiten begabten Volkes nicht verzichtet werden. Dieses Verfahren hat auch die christliche Mission einzuschlagen, die sich auf den Boden der tatsächlichen Verhältnisse zu stellen hat.

Die große Wendung in der japanischen Auslandspolitik ist von der evangelischen Mission mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt worden. In erster Linie war es der amerikanische Protestantismus, der sich besonders um Japan bemüht hat, dann folgte England; Deutschland ist bis auf den heutigen Tag nur durch den Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsverein in Japan vertreten (seit 1885). Als die ersten evangelischen Missionare 1859 aus Amerika eintrafen, standen die alten barbarischen Christengesetze noch in Geltung, wurden allerdings nicht angewandt. Die Missionen wurden zwar geduldet, aber sehr eingeengt. Das erste sichtbare Ergebnis ihrer Wirksamkeit war die im Jahre 1872 in Yokohama entstehende Gemeinde mit 11 Mitgliedern. Doch jetzt begann eine neue Zeit. Durch Aufhebung jener Gesetze wurde ein die Annahme des Christentums sehr hemmendes Hindernis beseitigt, auch erhielten die Missionare die Erlaubnis, im Lande umherzureisen. Die bisher dem Christentum ablehnend oder gleichgültig gegenüberstehende öffentliche Meinung begann für die fremde Religion sich zu interessieren; mit der enthusiastischen Bewunderung der europäischen Kultur stieg die Schätzung des Christentums, dessen innere Beziehung zu der Blüte dieser Kultur der nach Europa gesandten Studien-

kommission nicht verborgen geblieben war; die nach Bildung verlangenden, fortschrittlich gerichteten Kreise drängten sich an die neue Religion heran, weil sie hofften, durch ihre Vermittlung das Geheimnis der Größe Europas zu ergründen. Die von den Missionen errichteten Schulen fanden starken Zuspruch, weil sie europäisches Wissen zugänglich machten, und die von ihnen verbreitete Literatur wurde begierig aufgegriffen. Durch die Begründung der Doschischa (1875), der Hochschule in Kyoto, erhielten diese Bildungsbestrebungen einen wissenschaftlichen Mittelpunkt und eine angesehene Vertretung. Nachdem die Zahl der evangelischen Japaner 1883 sich auf 4267 gehoben hatte, schnellte sie bis 1889 auf 29 000 hinauf. Dieser vollständige Umschwung in der Lage des Christentums wurde durch das öffentliche Recht anerkannt, indem die Verfassung von 1889 den japanischen Untertanen das Recht der Religionsfreiheit gewährte.

Die evangelische Mission, die seit diesem Zeitpunkt volle Bewegungsfreiheit besitzt, machte auf dieser gesicherten Rechtsgrundlage zwar nicht glänzende, aber gute Fortschritte. Fremdenfeindliche Bewegungen und Reaktionen der einheimischen Religionen haben zeitweise die Volksstimmung gegen sie aufgeregt. Der Ausgang des japanisch-chinesischen Krieges (1904), in dem Japan durch das Eingreifen der europäischen Großmächte um die Früchte seines Sieges gebracht wurde, übte diese Wirkung aus, aber erwies sich dann doch nur als eine vorübergehende Hemmung, da auf der andern Seite das patriotische Verhalten der japanischen Christen während dieses Feldzuges nicht verfehlte, einen starken Eindruck zu machen. Nachdem die Periode der stürmischen Erregungen überwunden war, ist eine Zeit ruhigen, aber fortschreitenden Wachstums eingetreten. Die Zahl der eingeborenen evangelischen Christen betrug 1905: 60 862, 1909: 75 608, 1911: 83 688, 1915: 115 232. Nach den übereinstimmenden Urteilen zahlreicher in dieser Christianisierungsarbeit stehenden Männer über den Einfluß des Christentums auf das japanische Volkstum können diese Ziffern nicht als Maßstab für den Umfang der von der Mission ausgehenden Wirkungen angesehen werden; sie reichen offenbar weit über die Grenzen der christlichen Gemeinden hinaus, vor allem auf sittlichem Gebiet.

Als Ergebnis der Entwicklung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts hat sich herausgestellt, daß das alte Japan, soweit es noch vorhanden ist, dem Untergang geweiht ist. Buddhismus und Shin-

tismus haben bisher keinen Beweis der Fähigkeit erbracht, die großen Umwälzungen, die eingetreten sind, zu verarbeiten und sich auf die moderne Zeit einzustellen, wenn es auch auf buddhistischer Seite an Versuchen dazu nicht gefehlt hat. Diese Religionen werden daher in dem Maße als die Modernisierung der gesamten Lebensformen fortschreitet, von der Stärke des Pietätsgefühls und der Macht der Gewohnheit immer abhängiger werden. Ihre Stellung wird dadurch noch mehr gefährdet, daß die fortschreitende Japanisierung des Christentums ihnen das Argument entreißt, ausschließliche Vertreter des japanischen Volkstums zu sein.

Die evangelische Mission in Japan empfängt durch die Art, wie sich hier der Nationalitätsgedanke auswirkt, ihr besonderes Gepräge. Er beherrscht das Leben des Volkes in solchem Umfang und in solcher Tiefe, daß — einzelne Ausnahmen natürlich vorbehalten — die Religionsfrage ihm untergeordnet erscheint. Ein Übertritt zum Christentum wird selten erfolgen, wenn er Spannungen nach der nationalen Seite im Gefolge hat, dagegen wesentlich anders angesehen werden, wenn sich mit ihm die Aussicht auf eine Förderung nationaler Interessen verknüpft. Innerhalb der japanischen Christengemeinden ist überraschend schnell das Verlangen nach Selbständigkeit hervorgetreten. Bereits 1877 ist die „Kirche Christi in Japan" (Nippon Kirisuto Kyokwai) entstanden, die aus den von presbyterianischen Missionen gesammelten Gemeinden besteht. 1886 haben sich die auf kongregationalistischer Grundlage ruhenden Gemeinden zusammengeschlossen, (Kumiai Kyokwai) und die anglikanischen sich als „bischöfliche Kirche von Japan" (Nippon sei kyokwai) konstituiert. Schon ist das weitere Ziel ins Auge gefaßt worden, unter Beseitigung der diese Gruppen trennenden Unterschiede alle Zweige der japanischen Christenheit in eine japanische Nationalkirche aufgehen zu lassen. Die Verhandlungen, die auf diese Union abzielten, haben 1911 zunächst zu einer „Föderation der Kirchen Japans" geführt. Da unter den 636 evangelischen Gemeinden dieses Jahres nur 174 im Stande waren, sich selbst vollständig zu erhalten, stehen die Ansprüche der japanischen Christenheit auf Selbstverwaltung mit den tatsächlichen Verhältnissen allerdings nicht in Einklang. Noch wichtiger aber ist, daß es den Gemeinden noch an der innern Kraft fehlt, ganz auf eignen Füßen zu stehen. Das Verhältnis der Missionen zu diesen Selbständigkeitsbestrebungen der japanischen Christen ist ebenso schwierig wie verantwortungsvoll und gibt ihnen

reichliche Gelegenheit, die Kraft ihres Idealismus zu erproben und Selbstverleugnung zu üben.

Die jetzt zu Japan gehörende Halbinsel Korea ist ein für sich abgeschlossenes Missionsgebiet, das erst 1882 zugänglich wurde. Seitdem aber hat die bis dahin in großer Abgeschlossenheit lebende Bevölkerung dem Christentum solches Vertrauen entgegengebracht, daß die Zahl der koreanischen Christen die der evangelischen Kirche Japans bereits übertrifft. Die Unterwerfung unter Japan, zuerst in der Form des Protektorats (1905), dann durch förmliche Annexion (1910) befestigt, war eine Vergewaltigung, die Gegenbewegungen erwarten ließ. Eine Folge dieses Verdachts war der Aufsehen erregende Prozeß gegen koreanische Christen wegen angeblicher Teilnahme an einer Verschwörung im Jahre 1912. Die aufblühende koreanische Kirche steht unter der Leitung amerikanischer und englischer Missionsgesellschaften, die auch ein ausgedehntes Schulwesen unterhalten und sich zu dessen Ausbau 1911 zusammengeschlossen haben.

Wenn einzelne Länder zu der Frage anregen können, ob ihre Größe und ihre Bedeutung innerhalb der nichtchristlichen Menschheit den Kraftaufwand rechtfertigen, den ein Missionswerk in ihrer Mitte erfordert, so lange Gebiete, deren Wichtigkeit keinem Zweifel unterliegt, nur ungenügend versorgt werden können, so gehört jedenfalls China nicht zu dieser Gruppe. Die Tatsache, daß dieses Reich zur Zeit wenigstens 300 Millionen Menschen umfaßt, spricht für sich selbst. Diese Bevölkerungsziffer aber ist unter Verhältnissen erreicht worden, die einer Volksvermehrung in vieler Hinsicht ungünstig waren. Wenn erst dauernd geordnete Zustände im Lande hergestellt sein werden, und wenn eine öffentliche Gesundheitspflege nach den Grundsätzen eingerichtet sein wird, deren Anwendung die Bevölkerung Europas seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts vervielfacht hat, so eröffnen sich Entwicklungsmöglichkeiten für Weltwirtschaft und Weltpolitik, die gar nicht auszudenken sind. Die Arbeit an der Christianisierung Chinas, schon jetzt ein großer Ausschnitt der gesamten in der Gegenwart möglichen Missionstätigkeit, tritt dadurch unter Gesichtspunkte, die eine Konzentration der evangelischen Mission auf dieses Gebiet gebieterisch fordert. Die großen Wandlungen, die China in den letzten Jahren durchgemacht hat, legen die unabweisbare Pflicht auf, mit den Vorstellungen von Schwerfälligkeit, Stumpfheit und Rückständigkeit des Chinesentums, die uns früher geläufig waren, gründlich aufzuräumen. Die Um-

stände, unter denen sich die Verfassungsänderungen vollzogen haben, und die Politik der innern Reform zeigen ein neues China, das geistig erwacht ist und mit einer unverbrauchten Kraft von gewaltigen Dimensionen seine Angelegenheiten regelt. Mit dieser Tatsache ist zu rechnen, gleichviel ob die augenblicklich in Geltung stehende Verfassung Bestand hat oder nicht.

China ist auf religiösem Gebiet keine Einheit, denn Konfuzianismus, Taoismus und Buddhismus bestehen nebeneinander. Aber keine dieser Religionen hat das Selbstbewußtsein, für sich das Recht der Ausschließlichkeit zu beanspruchen. Es gibt daher keinen Übertritt von einer Religion zur anderen und es wird niemandem verargt, wenn er gleichzeitig oder abwechselnd der einen oder anderen sein Vertrauen schenkt. Der Islam nimmt allerdings eine andere Stellung ein und verlangt auch in China, daß seine Anhänger sich nur als Mohammedaner fühlen. Aber ihre Zahl ist, auch wenn sie wirklich 20 Millionen beträgt, doch nur ein kleiner Bruchteil der gesamten Bevölkerung und ihr Einfluß wird dadurch beschränkt, daß es nur die binnenländischen Provinzen Kansu, Schensi, Yünnan sind, in denen der Islam seine Eroberungen gemacht hat. Die große Masse der Chinesen entnimmt ihre religiösen Vorstellungen vielmehr den zuerst genannten Religionen und wird vor allem durch zwei Gedanken, die bis in die ältesten Zeiten der chinesischen Geschichte zurückverfolgt werden können, bestimmt, durch die Verehrung der Natur und die Verehrung der Ahnen.

China ist im Besitz einer hohen Kultur, die die europäische an Alter weit überragt und durch ein eigenartiges Geistesleben getragen wird. Sie hat sich auch nach Korea und Japan verbreitet, das sie dann aber selbständig verarbeitet und weitergebildet haben. Der Stolz und für lange Zeit auch die Kraft dieser Kultur war das in den Schriften der sogenannten Klassiker niedergelegte Wissen, das sich anzueignen vielen als das höchste Lebensziel galt. Es war ein tragisches Schicksal, daß die hohe Schätzung dieses Wissens China geistig ruiniert hat. Aber indem es als etwas in sich Abgeschlossenes und Unüberbietbares angesehen wurde, wurde es nicht nur zu einem toten Schatz, sondern hat sogar das geistige Leben erstickt. Denn es ließ kein Suchen nach weiterer Erkenntnis aufkommen, kannte kein Vorwärtsstreben und machte dadurch alle Wissenschaft unmöglich, so daß ihr nur die Aufgabe verblieb, das zu pflegen und zu erhalten, was weit zurückliegende Perioden erarbeitet hatten. Aber China fühlte sich wohl in diesem Zustand,

hat ihn jedenfalls Jahrtausende hindurch festgehalten. Das äußere Einheitsband der in dem chinesischen Reich zusammengeschweißten Millionenmassen bildete das wichtigste Stück in dieser alten Literatur, die Schriftsprache. Sie wirkte zugleich wie eine geistige Mauer, die China gegen die übrige Welt abgrenzte.

China erzeugte, was es zum Unterhalt seiner Bewohner brauchte, besaß hochentwickelte Industrien, hatte sich eigne Religionen geschaffen, wollte bleiben, was es geworden war. Es hatte nicht den Ehrgeiz, seine Nachbarländer zu erobern, wollte aber auch keine fremdländischen Einflüsse eindringen lassen. Satt und selbstzufrieden, war sich das Reich der Mitte Selbstzweck und höchstes Gut und brachte es fertig, durch ein ausgeklügeltes System der Absperrung die Beziehungen zu andern Ländern auf das Maß einzuschränken, das seinen Wünschen entsprach. Handelsverkehr bestand allerdings schon mit dem alten römischen Reich, das Mittelalter hindurch ist er durch arabische Händler vermittelt worden, und durch die mongolische Invasion nach Europa wurden neue Wege nach dem Westen geschaffen. Aber bis zum Anfange des 16. Jahrhunderts war aller Verkehr mit Europa schon dadurch, daß er auf den Landweg angewiesen war, mit großen Schwierigkeiten verknüpft und drängte sich auf wenige Karawanenstraßen zusammen, die leicht zu überwachen waren. Da trat die große Wendung in der Geschichte Chinas ein, 1517 kamen die ersten portugiesischen Kaufleute auf dem Seeweg nach Kanton. Nun wuchsen die Handelsbeziehungen zu Europa rasch, da China große Gewinne einheimste, aber nur Kanton und Makao standen den Europäern offen und diese mußten sich großen Demütigungen unterwerfen, um auch nur an diesen Handelsplätzen zugelassen zu werden. Als das Monopol der Englisch-indischen Handelskompagnie, die bis dahin den Handel mit China fast ganz in Händen gehabt hatte, 1834 aufgehoben wurde, begannen bald die Verwicklungen, die mit kurzen Pausen sich durch das ganze 19. Jahrhundert ausgedehnt haben. Europa verlangte freien Handelsverkehr, China verweigerte ihn. Daraus erwuchsen die Reibungen, Kämpfe und Kriege, deren Schlußergebnis war, daß China gezwungen worden ist, seinen Widerstand aufzugeben.

Es ist nicht zweifelhaft, daß Europa der Angreifer gewesen ist und China vergewaltigt hat. Zuerst handelte es sich um Fragen, die nur handelspolitischer Natur zu sein schienen, aber sehr bald erweiterte sich der Krieg Europas gegen China zu einem großen

Ringen zwischen der abendländischen und der chinesischen Kultur. Da China einem ernsten Wettbewerb nicht gewachsen war, mußte das Eindringen europäischer Kulturelemente, das sich nach jeder ihm aufgezwungenen neuen Durchbrechung seiner Grenzen verstärkte, schwere innere Krisen hervorrufen. An solchen hatte es zwar auch früher nicht gefehlt, aber sie empfingen von den Erregungen, die durch die Verbreitung europäischer Gedanken hervorgerufen wurden, nicht nur einen neuen Zündstoff, sondern nahmen auch einen anderen und bedrohlicheren Charakter an. Das ganze in sich wohl gegliederte und während der langen Zeit der Absperrung gegen die Außenwelt zu einem organischen Ganzen entwickelte System staatlicher Ordnungen und gesellschaftlicher Verhältnisse, religiöser Vorstellungen und sittlicher Grundsätze verlor den Nimbus der Unantastbarkeit und Vollkommenheit. Wenn nicht der englische Handel den chinesischen Markt gebraucht hätte, würde vielleicht die Mandschu-Dynastie noch heute am Ruder sein, würden die „Klassiker" noch heute studiert und auswendig gelernt werden, würde die Verwaltung in den ausgefahrenen Geleisen weiter laufen, und der buddhistische Mönch brauchte sich keine Sorge darüber zu machen, ob man ihn noch weiter in Anspruch nehmen würde. Aber das Eingreifen Europas in die Geschichte Chinas hat das Land aus dem Zustand der Erstarrung, in dem es sich befand, herausgerissen, hat es zur Selbstbesinnung gezwungen und den Geist der Kritik in seiner Mitte geweckt. In seinem grenzenlosen Hochmut lehnte China zuerst alles Europäertum glatt ab, aber das Fremde erwies sich als die stärkere Macht und China mußte es lernen, sich unter die Gewalt der Tatsachen zu beugen, d. h. den Weg der Reformen zu betreten. Aber große Schwierigkeiten versperrten ihn, denn es fehlte an klaren und bestimmten Zielen, und die Regierung war unfrei nach außen und nach innen. Sie war in ihrer auswärtigen Politik beengt, denn der Druck der europäischen Mächte nahm zu und sie hatten bald ihre Hand in allen wichtigeren politischen Angelegenheiten. Aber die Regierung befand sich auch in der inneren Politik in dauernder Bedrängnis. Denn jede Reformmaßregel fand heftigsten Widerspruch; von den konservativen Kreisen, weil sie jede Änderung des Bestehenden als eine Preisgabe ihnen wertvoll erscheinender Güter verurteilten, von den radikalen Elementen, weil ihnen jede Konzession an den Fortschritt, auch wenn sie maßvoll mit gegebenen Größen rechnete, als Halbheit erschien und ihr Auge immer auf das gerichtet war, was noch nicht gewährt wurde. Aus diesen ver-

worrenen Verhältnissen erklärt sich die schwankende Haltung der Regierung. Indem sie dem Ansturm bald der einen, bald der anderen Gruppe nachgab, büßte sie das Vertrauen beider ein. Das alte China war nicht mehr zu retten.

Die große Auseinandersetzung zwischen Europa und China begann mit dem Konflikt über die Einfuhr von Opium nach China. Als die chinesische Regierung sie untersagte, England aber auf den große Erträge abwerfenden Handel nicht verzichten wollte, brach der Krieg aus (1840), der um seines äußeren Anlasses willen den Namen des Opiumkrieges erhalten hat. In dem Frieden zu Nanking mußte China sich dazu verstehen, 5 Häfen dem Handel zu öffnen (Kanton, Amoy, Futschou, Ningpo, Schanghai). Nach dem unglücklichen Kriege mit England und Frankreich, der 1856 begann, wurde es in den Verträgen zu Tientsin (1858) und Peking (1860) zu weiteren großen Zugeständnissen gezwungen und die Zahl der dem europäischen Handel zugänglichen Häfen erheblich vermehrt. Schon 1850 hatte die vielgestaltige Taiping-Rebellion ihren Anfang genommen, die solche Erfolge errang, daß sie den Bestand des Reiches in Gefahr brachte. Als sie sich der Küste zuwandte und in Schanghai die Interessen des europäischen Handels ernstlich bedrohte, wurde die chinesische Regierung durch England und Frankreich unterstützt, und es gelang ihren Truppen unter europäischer Führung der Bewegung Herr zu werden. Nachdem die Rebellen 1864 Nanking verloren hatten, war ihr Schicksal besiegelt, wenn auch die Bewegung, die im Laufe der Jahre sich von den Idealen, die ihr anfangs vorgeschwebt hatten, abgeirrt und ein Sammelpunkt umstürzlerischer Elemente geworden war, in einzelnen Provinzen der Regierung noch zu schaffen machte. Die Mandschu-Dynastie ist aus diesen Kämpfen sehr geschwächt hervorgegangen. Allerdings hatte der Taiping sein Ziel, sie zu stürzen und durch ein nationales Herrscherhaus zu ersetzen, nicht erreicht. Aber die Mandschu-Dynastie hatte sich nur mit Hilfe der verhaßten Fremden behaupten können und durch die bei der Eroberung Pekings (1860) sich abspielenden Ereignisse eine Einbuße an Ansehen erlitten, von der sie sich nicht mehr erholt hat. In dem Maße als das Kaisertum an Macht verlor, stieg die der Vizekönige in den Provinzen. Unter ihnen beginnt jetzt Li-hung-dschang eine überragende Stellung zu gewinnen, da er so einsichtig war, auf Grund der gesammelten Erfahrungen das Heer nach europäischem Muster umzugestalten. Diese Notwendigkeit wurde der chinesischen Regierung durch den Ausgang

des Krieges mit Frankreich, der ihm den Vasallenstaat Annam kostete (1885), zum Bewußtsein gebracht und von ihr auch jetzt verstanden. Aber das Einlenken in die Bahn einer allmählichen Modernisierung Chinas zunächst auf militärischem und verkehrspolitischem Gebiet weckte sofort starke innere Widerstände. Diese Gegenströmungen würden die vorwärtsstrebende Entwicklung zum Stocken gebracht haben, wenn nicht Ereignisse von ganz außerordentlicher Tragweite eingetreten wären. Von epochemachender Bedeutung war zunächst der japanisch-chinesische Krieg 1894 und 1895. Denn sein Ausgang riß nicht nur China aus dem Träumen von Machtbesitz und Unüberwindlichkeit, denen es sich in eitler Selbstverblendung hingegeben, sondern erzeugte zugleich in Europa die Vorstellung, daß das chinesische Reich auf dem Punkte stehe, jeden Augenblick auseinander zu brechen. Bei der angeblich bevorstehenden Aufteilung Chinas aber wollten alle in Ostasien interessierten Mächte zur Stelle sein.

In das Jahr 1898 fällt die Erwerbung des Kiautschougebietes durch Deutschland, die Abtretung von Port Arthur an Rußland, die Übertragung von Kuangschou und wichtiger Rechte an Frankreich, die Überlassung von Weihaiwai an England. China befand sich in einer drückenden Zwangslage, als es diese Zugeständnisse machte. Um sich aus ihr zu retten, faßte der junge Kaiser Guang-sü den tollkühnen Entschluß, mit einem Schlage das ganze Staatswesen von Grund auf zu modernisieren. Aber die sich überstürzende Reformgesetzgebung rief solche Verwirrung hervor, daß die Kaiserin Witwe Tsi-hi, die von 1861 bis 1889 für ihren Sohn und dann für den von ihr zur Thronfolge erhobenen Guang-sü die Regentschaft geführt hatte, aufs neue die Zügel der Regierung ergriff, den Kaiser zur Abdankung zwang, die dann aber rückgängig gemacht wurde, und alle Reformdekrete außer Kraft setzte. Kaum hatte sich der Sturm etwas gelegt, so brach 1900 der große Boxeraufstand aus, der, weil er seine Spitze gegen die Fremden richtete, von der Regierung geduldet, dann geradezu unterstützt wurde. Als er durch die Truppen der europäischen Mächte niedergeworfen war, mußte China Friedensbedingungen annehmen, die der Größe seiner Schuld entsprachen. Aber es erwuchs auch ein positiver Ertrag aus den grauenvollen Wirren dieser Jahre. China erkannte die Notwendigkeit einer gründlichen und planmäßigen Umformung seines ganzen Staatswesens an und fand in der Regentin die kluge Führerin auf diesem Wege. Der Sieg Japans über Rußland in dem Krieg von 1904 war für diese Politik eine starke Empfehlung,

denn er zeigte, daß das Ideal der Ebenbürtigkeit mit einer europäischen Großmacht erreichbar war. Die jetzt in Angriff genommenen Reformen waren ernst gemeint und standen unter großen Gesichtspunkten. Die Beseitigung des alten Prüfungswesens (1905) war mehr als die Aufhebung einer den Spott herausfordernden Examensordnung, sie bedeutete den Bruch mit der geistigen Welt der Vergangenheit und wurde durch die Einführung eines staatlichen Schulwesens ergänzt, für das Europa und Japan die Vorbilder lieferten. Das öffentliche Leben wurde durch eine Reform der höchsten Staatsbehörden und durch die allmähliche Einführung einer Verfassung (1908) auf neue Grundlagen gestellt. Die Mandschus verloren ihre Vorrechte und die Chinesen wurden ihnen gleichgestellt; das gerichtliche Straffystem wurde neu geordnet und humaner gestaltet; der Kampf gegen das Volkslaster des Opiumrauchens wurde mit Entschiedenheit aufgenommen; der frühere in religiösen Vorstellungen wurzelnde Widerstand gegen den Eisenbahnbau verschwand. Gleichzeitig wurde energisch auf die Stärkung des Reichsgedankens hingearbeitet und die Armeereform ernstlich betrieben. Aber diese Maßnahmen, deren Zweckmäßigkeit sehr rasch hervortrat, fanden nicht allgemeine Zustimmung. Die Schwierigkeiten wuchsen, als der Kaiser und die Kaiserin Tsi-hi 1908 starben und die Regentschaft in schwache Hände überging. 1911 brach die Revolution aus, der die Mandschu-Dynastie zum Opfer gefallen ist (1912); zugleich wurde die Republik proklamiert. Yuanschikai, die bedeutendste Persönlichkeit dieser Jahre, schien dazu berufen, die Rückwärtsentwicklung des Reiches zu einer Monarchie auf konstitutioneller Grundlage herbeiführen zu können; er starb 1916. Die Geschicke Chinas in den letzten Jahren sind mit dem Gang des Weltkrieges eng verflochten und bedürfen in ihren Einzelheiten noch sehr der Aufklärung. Noch ist nicht abzusehen, welchen Gang die weitere Entwicklung nehmen wird; ob die Einheit des Reiches erhalten, oder ob der Norden und der Süden auseinanderfallen, oder ob der Partikularismus noch weitere Zersplitterungen herbeiführen wird. Ebensowenig können die Aussichten des verwegenen Experiments, Millionen von Analphabeten die republikanische Staatsform zu geben, abgeschätzt werden.

In dem kurzen Zeitraum von 70 Jahren (1842—1912) hat China also die Entwicklung von Altertum zur Neuzeit durchlaufen. Die furchtbaren Katastrophen, unter denen das die größte kompakte Ländermasse der Welt umfassende Reich zusammengebrochen ist,

tragen durch die Besonderheit des Bodens, auf dem sie sich abgespielt haben, und durch die Größe ihres Schauplatzes einen einzigartigen Charakter, und aus dem Widerstreit der Kräfte und Beweggründe, die in der Auseinandersetzung zwischen China und Europa sich ausgewirkt haben, sind Konflikte von hoher Tragik entstanden. In diesem Prozeß ist das Christentum ein nicht unwichtiger Faktor gewesen. Die europäischen Mächte haben die Zulassung der Missionen der chinesischen Regierung abgepreßt und die aus ihrer Wirksamkeit sich ergebenden Spannungen dazu benutzt, ihr immer neue Zugeständnisse abzuringen. In keinem Land der Welt hat die Politik in gleich erfolgreicher Weise die Mission als ein Mittel für die Erreichung ihrer Ziele zu benutzen verstanden. Es konnte nicht ausbleiben, daß der Haß der Chinesen gegen den Europäer sich auf die Religion übertrug, als deren Fürsprecher er auftrat, und daß die Mission die schwere Last eines tiefbegründeten Mißtrauens hat auf sich nehmen müssen. Um so höher ist zu veranschlagen, was sie erreicht hat.

Die erste Berührung mit dem Christentum verdankte China den Nestorianern, die im 7. Jahrhundert in das Land kamen und Gemeinden begründet haben, die sich bis ins 14. Jahrhundert erhielten. Die katholische Kirche des Mittelalters entsandte im 13. Jahrhundert Franziskaner nach China, denen aber nur vorübergehende Erfolge beschieden waren. Der dritte Missionsversuch wurde im 16. Jahrhundert durch den Jesuitenorden unternommen. In zweihundertjähriger Tätigkeit hat er mit großem Geschick und Glück die katholischen Missionsinteressen vertreten, aber erlag einer Missionsmethode, über deren Bewertung vom katholischen Standpunkt aus das Breve Papst Clemens XIV., durch das der Orden aufgehoben wurde, authentische Auskunft gibt.

Im Jahre 1907 hat die evangelische Mission in China die Zentennarfeier ihres Bestehens begangen und dadurch das Andenken des englischen Missionars Morrison geehrt, der 1807 im Auftrage der Londoner Missionsgesellschaft in Makao eintraf. Da missionarische Tätigkeit auf chinesischem Boden damals nicht gestattet war, wurde er Dolmetscher bei der Ostindischen Handelskompagnie und mußte sich darauf beschränken, durch sprachliche Arbeiten späteren Zeiten vorzuarbeiten. Die erste Möglichkeit, mit evangelischer Mission unter den Chinesen zu beginnen, brachte jener Frieden zu Nanking 1842; sie ist sofort benutzt worden. Vor allem war es Amerika, in zweiter Linie England, das Missionare entsandte. Auch Deutsch-

land, dessen Interesse für China besonders durch Gützlaff geweckt worden ist, blieb nicht zurück; 1847 trafen die ersten Sendboten der Rheinischen und der Basler Mission in Hongkong ein. Jenem Vertrag von Tientsin verdankt die evangelische Mission die rechtliche Anerkennung ihrer Wirksamkeit in China. Als die verbündeten Truppen Englands und Frankreichs Anfang Januar 1858 Kanton besetzt hatten, richteten die evangelischen Missionare in Ningpo an den englischen Generalbevollmächtigten Lord Elgin die Bitte, den eingeborenen protestantischen Christen die gleichen Rechte zu erwirken, die die katholischen bereits besaßen. Sie wiesen in einer Adresse darauf hin, daß in dem Vertrag von Nanking eine Duldung des Christentums nicht ausgesprochen war, so daß jeder durch protestantische Missionare bekehrte Chinese als Anhänger einer verbotenen Religion bestraft werden konnte. Diesem Wunsch wurde durch die in Tientsin von Rußland, Amerika, England und Frankreich mit China geschlossenen Verträge in vollem Umfang entsprochen; die christliche Religion wurde als eine zu Recht bestehende Religion anerkannt und ihren Predigern wie Bekennern der Schutz der chinesischen Behörden zugesichert. Durch den Vertrag von Tschifu 1876 wurde die weitere wichtige Bestimmung getroffen, daß in jeder Stadt der 18 Provinzen des Reiches öffentlich bekannt gemacht werden sollte, daß Ausländer unter kaiserlichem Schutz reisen durften und überall mit Achtung aufgenommen werden sollten. Hatte die Mission bis dahin sich vorwiegend den Küstenlandschaften zugewandt, so daß noch im Jahre 1874 nicht weniger als 9 Provinzen von ihr unberührt geblieben waren, so wurde jetzt das gesamte Binnenland zugänglich. Vor allem war es die China-Inland-Mission, die der aus dieser veränderten Sachlage sich ergebenden Aufgabe ihre Kraft widmete und in den nächsten Jahren auch das Ziel erreicht hat, daß in allen Provinzen das Evangelium gepredigt wurde. Der in den Kreisen ihrer Mitarbeiter herrschende Geist der Opferwilligkeit und die von ihrem Vorwärtsdrängen ausgehenden Anregungen haben die verdiente Anerkennung gefunden, wenn auch ihre anfänglichen Methoden zu Bedenken Anlaß boten.

Nur kurze Zeit konnte jene Taipingbewegung den Irrtum hervorrufen, daß von ihr eine Erschütterung des Heidentums und eine große Hinwendung zum Christentum zu erwarten war. Ihr Begründer Hung-diu-tsuan, der das Reich des „Großen Friedens" (Tai-ping) begründen wollte, bezeichnete sich unter dem Einfluß christlicher Gedanken als den „Jüngeren Bruder Christi" und machte

einen Baptistenmissionar zu seinem Minister in Nanking. Aber das christliche Element des Taiping war von Anfang an zu schwach und zu schwarmgeistig, um stärkere religiöse Wirkungen in christlichem Sinne hervorrufen zu können. Als das größte Hindernis für die Ausbreitung des Christentums erwies sich der Fremdenhaß des Chinesen, der sich um so leichter gegen den Missionar entladen konnte, je mehr dieser durch seinen Beruf in das Innere des Landes hineingeführt wurde. Daneben ist die außerordentlich schwierige Lage der chinesischen Behörden zu berücksichtigen. Die evangelische Mission stand ihnen nicht als einheitliche Größe gegenüber, sondern stellte sich in der Zersplitterung der zahlreichen Gesellschaften dar, die in den buddhistischen Sekten eine naheliegende aber nicht sehr verlockende Parallele zu finden schienen. Die Gründung von Missionsniederlassungen führte überall zu Streitigkeiten in der Bevölkerung, da dem Vermieter oder Verkäufer von Grund und Boden oder Gebäuden, sobald das Geschäft abgeschlossen war, Schwierigkeiten bereitet wurden, aus denen leicht lokale Unruhen entstanden. Immer wiederkehrende Konflikte schuf die schiefe Stellung der zum Christentum Bekehrten gegenüber der chinesischen Rechtspflege. Durch den Religionswechsel hatten sie die Verbindung mit ihren Stammesbrüdern oder die Zugehörigkeit zu den Gilden verloren, waren also ohne den Schutz, den diese Verbände zu gewähren pflegten und suchten daher in dem Einfluß des chinesischen Missionars einen Ersatz zu finden. Die evangelische Mission aber hat infolge der üblen Erfahrungen, die sie bei ihrer Verwendung in solchen Fällen machen mußte, sich eine immer größere Zurückhaltung zur Gewohnheit gemacht, wenn auch dem Anspruch auf Schutz ein berechtigter Kern zu Grunde lag. Die zahlreichen Ausbrüche des Volkshasses gegen die Europäer, unter den die evangelische Mission hat leiden müssen, fanden ihren Höhepunkt in jener Boxerbewegung des Jahres 1900, die mit einem Schlage das Land von den verhaßten Fremden befreien wollte. Unter den Opfern der blutigen Verfolgungen befanden sich 134 erwachsene Personen, die im Dienste evangelischer Gesellschaften standen, und 52 Kinder von Missionaren; der größte Teil dieser Mordtaten entfiel auf die Provinz Schansi. Aber weder die Ausdehnung noch die entsetzlichen Einzelheiten dieser größten Christenverfolgung der neueren Missionsgeschichte haben das erreicht, was ihre Urheber davon erhofften. Die christliche Kirche hat vielmehr, wie schon oft in ähnlicher Lage, die Leben erweckende Kraft schwerer Verfolgungszeiten an sich erfahren und die weitere Ent-

wicklung des Christentums in China steht unter dem geheimnisvollen Walten des schon im Altertum erkannten erhabenen Gesetzes, daß Martyrien die eindrucksvollste Missionspredigt sind. Der Verlauf der Verfolgungen hat uns Einblicke in die Seele des christlichen Chinesen verschafft, die geeignet sind, weitverbreitete Vorurteile zu zerstören und zu einer energischen Fortsetzung der Mission ermutigen. Allerdings sind manche abgefallen; die Vorgänge, die sich einst während der decianischen Verfolgung in Alexandrien und Karthago abgespielt haben, wiederholten sich. Aber daneben steht die Tatsache, daß Tausende von Chinesen für ihren Glauben den Tod erlitten haben. Seit Gützlaff das Opfer seiner großen Vertrauensseligkeit geworden, war die Vorstellung oft anzutreffen, daß der Chinese den Religionswechsel als gewinnreiches Geschäft ansieht. Nun ist dieser Typ gewiß auch in China vorhanden gewesen und wird vielleicht nie aussterben. Daß er aber nicht der einzige ist, hat das Jahr 1900 bewiesen. Die Katastrophe der Boxerwirren hat der evangelischen Mission noch den anderen Gewinn eingetragen, daß sie ihr Gelegenheit gab, Selbstlosigkeit zu zeigen, indem sie auf Schadenersatz für die in dem Aufruhr zerstörten Vermögenswerte und auf Sühnegeld für die Ermordung von Missionaren Verzicht geleistet hat. Dieses Verhalten hat nicht verfehlt, tiefen Eindruck zu machen.

Als nach dem japanisch-russischen Krieg jene große Reformpolitik in bezug auf die Neugestaltung des chinesischen Bildungswesens einsetzte, traten Verhältnisse ein, die für die evangelische Mission sehr günstig waren, weil sie überall der Schule einen großen Raum in ihrer Arbeit einzuräumen pflegt. Daß sie die große Zeit verstand, zeigte die große Missionskonferenz von Schanghai 1907; ihr äußerer Verlauf lieferte zugleich den Beweis, daß das Urteil über die evangelische Mission in China einen vollständigen Umschwung erfahren hatte.

Die Gesamtwirkung der Ereignisse in China während der letzten 5 Jahre bedeutet für die Ausbreitung des Christentums einen Fortschritt. Die Aufnahme der Religionsfreiheit in die Verfassung von 1912 hat der Mission eine festere Rechtsbasis gegeben als sie sie durch die oben genannten Verträge mit einzelnen europäischen Großmächten bereits besaß. Es ist ferner nach Lage der Dinge zur Zeit unwahrscheinlich, daß die von der Mandschu-Dynastie eingeleitete große Reformpolitik wieder abgebrochen wird, denn die Gründe, die dazu zwangen, wirken weiter auch nach dem Sturz der Dynastie, sind sogar noch stärker geworden. Und selbst wenn der Fall ein-

treten sollte, daß die Regierung der Republik oder einer wiederhergestellten Monarchie aufs neue in ein reaktionäres Fahrwasser einlenkte, so kann doch die fortschrittliche Bewegung, die das chinesische Geistesleben erfaßt und die gesellschaftlichen Verhältnisse zu durchdringen begonnen hat, nicht mehr versanden. Dadurch aber werden die größten Hindernisse beseitigt, die bisher dem Eindringen des Christentums im Wege standen.

Die evangelische Mission hat ihren Ausgangspunkkt in den Küstenlandschaften nehmen müssen, daher sind sie missionarisch am stärksten besetzt und weisen die höchsten Ziffern an Bekehrten auf, aber sie hat sich dann über alle Provinzen ausgebreitet. Im Jahre 1915 betrug die Gesamtzahl der evangelisch getauften Chinesen 449 881 neben 1 615 587 Katholiken.

Den weitaus stärksten Anteil an der evangelischen Mission in China hat der amerikanische Protestantismus, dann folgt der britische. Von deutschen Gesellschaften haben Arbeitsgebiete auf chinesischem Boden: Die Basler (seit 1846), die Rheinische (1847), der Berliner Frauenverein für China (1850), die Berliner Missionsgesellschaft (1882), der Hildesheimer Verein für die Blindenmission in China (1890), die Kieler China-Mission (1890), der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein (1899); die Liebenzeller Mission (1899).

Neben China ist **Vorder-Indien** das größte nichtchristliche Land der Welt. Im Norden durch den Himalaya, im Nordwesten durch den Indus, im Westen durch den Meerbusen von Arabien, im Süden durch den indischen Ozean, im Osten durch den Golf von Bengalen abgegrenzt, bildet es geographisch ein in sich abgeschlossenes Ganzes. Seit im Jahre 1858 die Königin von Großbritannien nach Aufhebung der Englisch-Ostindischen Kompagnie die Regierung übernommen hat, bildet das Land auch eine politische Einheit. Aber weder die natürliche Abgeschlossenheit noch der Zusammenschluß der ganzen Halbinsel unter dem englischen Regiment haben vermocht, die 300 Millionen Menschen, die ihm unterworfen sind, innerlich zusammenzuschmelzen. Die britische Regierung hat auch kein Interesse daran, darauf hinzuwirken, denn ihre Machtstellung beruht zum nicht geringen Teil darauf, daß die Bevölkerung unter sich gespalten ist. Wie die britische Herrschaft durch geschickte Benutzung der vorhandenen inneren Gegensätze begründet wurde, so kann sie nur so lange als gesichert gelten, als es kein einiges Indien gibt Die in der neueren Zeit aufgekommenen

und in den letzten Jahren erstarkten nationalistischen Bestrebungen sind daher für die britische Herrschaft eine Gefahr, wenn auch ihr antienglischer Charakter abgestritten wird und sogar loyale Gesinnungen zur Schau getragen werden. Über die Ausdehnung und den Einfluß der Kreise, die dem englischen Regiment zur Zeit innerlich ablehnend gegenüber stehen, gehen aber die Angaben so weit auseinander, daß nur die Tatsache des Erwachens der Kritik als sicher gelten kann. Es muß daher dahingestellt bleiben, ob die Abrechnung zwischen England und Indien in absehbarer Zeit oder in ferner Zukunft zu erwarten ist.

Die innere Zerklüftung der Bewohner Indiens erstreckt sich auf alle Lebensgebiete. Verschiedenartige Kulturen stoßen aufeinander, Kulturformen und Kulturreste aus den ältesten Zeiten, von denen wir geschichtliche Kunde haben, berühren sich mit den modernsten Einrichtungen der Neuzeit, daneben stehen die zahllosen Mischungen von Europäertum mit indischem Wesen. Wenn Indien oft als eine Welt für sich bezeichnet worden ist, so ist der Ausdruck nicht zu hoch gegriffen, mag man auf die Fülle der Sprachen hinblicken — es werden 220 gezählt — oder auf die Verschiedenheiten der Rassen oder auf die Mannigfaltigkeit der Religionsformen. Mit allen diesen Größen hat die Mission zu rechnen.

Die für Indien charakteristische Religion ist der Hinduismus; er hat auch die größte Zahl von Anhängern. Denn der letzte Zensus hat festgestellt, daß 217 Millionen, also mehr als zwei Drittel der ganzen Bevölkerung Indiens ihm angehören. Er ist ein großes Rätsel und wird es bleiben. Schon seine Vielgestaltigkeit hat etwas Geheimnisvolles. Denn er bringt es fertig, den Philosophen wie den schlichtesten Mann aus dem Volke zu fesseln, für alle denkbaren Formen religiösen Lebens und religiösen Strebens Raum zu schaffen und jeder Stimmung, jedem Bedürfnis, jedem Begehren Rechnung zu tragen. Der Hinduismus der Götzenfeste und grauenvoller Volkssitten ist in die Gruppe der dunkelsten Formen des Heidentums einzureihen, aber wir bleiben in dem Rahmen des Hinduismus, wenn wir uns durch die Bramahnen auf die Höhen religiöser Spekulation hinaufführen lassen. Es ist leicht, in der Geschichte des Hinduismus wie innerhalb seiner gegenwärtigen Erscheinung Gegensätze zwischen Theorie und Praxis und innere Widersprüche nachzuweisen, aber durch derartige Feststellungen wird sein dunkler Ursprung nicht aufgehellt und die wunderbare Gewalt nicht erklärt, die er über seine Anhänger ausübt. An keinem Punkt tritt

sie stärker hervor als in der Einrichtung der Kaste. Sie ist ein ganz einzigartiges Gebilde, dessen Originalität nur um so plastischer hervortritt, wenn man ihr soziale Ordnungen anderer Zeiten und Länder gegenüberstellt, die mit ihr das Merkmal des Zwangs gemeinsam haben. Sie ist aber weder mit der scharfen Berufsscheidung in den alten Zünften noch auch mit den ausgebildeten Klassenunterschieden des Mittelalters oder deren Ausklang in der sozialen Gliederung der Gegenwart zu vergleichen. Denn sie grenzt zwar die Berufszweige gegeneinander ab und bildet die Grundlage der Gesellschaftsordnung, aber sie ist zugleich die Institution des Rassenunterschiedes und das Ergebnis bestimmter religiöser Vorstellungen. Aus verschiedenen Quellpunkten entstammen die einzelnen Elemente der Kaste, aber sie sind zu einem unlösbaren Ganzen zusammengeschmolzen und beherrschen in der Form des Kastengeistes das Denken, Fühlen und Wollen des Hindu. Man kann den Glauben an die Kaste das Grunddogma des Hinduismus nennen, aber es ist ein Dogma, das sich von den Dogmen anderer Religionen dadurch wesentlich unterscheidet, daß es über die Sphäre des Glaubens hinausgreift und täglich und stündlich dem gesamten Leben Gestalt und Form gibt. Die Kaste legt sich wie ein Bann auf den, der unter ihrem Einfluß geboren und aufgewachsen ist, sie ist eine unantastbare Größe, wirkt wie ein unentrinnbares Verhängnis und gibt selbst den, der ihr den Rücken kehrt, nicht leicht frei. Die Unterwerfung unter den Kastengedanken ist der Tribut, den der Inder an die Welt zahlt, der er entstammt. — Durch die europäische Kolonisation in Indien ist aber dem Hinduismus ein Feind erstanden, der ihm gefährlich ist. Denn mit ihr ist die europäische Kultur eingezogen, die ihm darin verwandt ist, daß auch sie das ganze Leben des Menschen durchdringt, der sich ihr hingegeben, aber darin von ihm grundsätzlich abweicht, daß sie die freie Entfaltung aller Kräfte vertritt, daß sie allgemein menschliche Aufgaben stellt und daß sie die Gedanken der Entwicklung und des Vorwärtsstrebens wie Samenkörner unter alle Völker ausstreut. Nun ist allerdings die britische Kolonialpolitik weit davon entfernt, den Hinduismus als solchen bekämpfen zu wollen. Aber die bloße Tatsache, daß die britische Verwaltung des Landes von ganz anderen Gesichtspunkten beherrscht ist, und z. B. in ihrem Gerichtsverfahren die Kaste so wenig anerkennt, wie sie von dem öffentlichen Verkehrswesen respektiert werden kann, bedeutet für ihn eine Gefährdung. Eine noch größere ist es, daß die europäische Gedankenwelt durch tausend Ka-

näle, vor allem durch die Schule, Verbreitung findet, und daß die Fähigkeit des Lesens und Schreibens unter den Eingeborenen in ständigem Wachstum begriffen ist, wie die Erhebungen jedes neuen Regierungszensus erweisen. Wir überschätzen diese Wirkungen nicht, aber die Stellung der Kreise des Hinduismus, die sich über ihr Verhältnis zu der europäischen Geisteswelt Rechenschaft ablegen und sie zum Gegenstand ernstlichen Nachdenkens machen, zeigt ganz klar, daß sie nicht niedrig einzuschätzen sind. Die zahllosen Reformbestrebungen, die in seiner Mitte auftauchen, beweisen die Einsicht, daß er sich verändern muß, und das Auftreten immer neuer Bewegungen ist ein unverkennbares Symptom von wachsender Unruhe und zunehmendem Verständnis der Reformbedürftigkeit der bestehenden Zustände. Die Sitte der Witwenverbrennung, die jetzt im wesentlichen als überwunden gelten darf, ist auch von hinduistischer Seite bekämpft worden, auch beteiligen sich einsichtige Hinduisten an dem Kampf gegen die Kinderheiraten. Das sind zwar sehr erfreuliche Erscheinungen, aber jeder dieser Fortschritte bedeutet zugleich die Abbröckelung eines weiteren Stücks von dem großen Bau des Hinduismus. Ob es ihm gelingen wird, in einzelnen Punkten den Ansprüchen der neuen Zeit gerecht zu werden, ohne seine Grundlagen zu erschüttern? Da er ein großer Komplex von religiösen, sittlichen und sozialen Anschauungen und Einrichtungen ist, ist die Frage nicht leicht zu beantworten. Ungünstig ist für den Hinduismus, daß der Anstoß zu dem Prozeß seiner Reformation von außen her an ihn herangetreten ist und daß der Druck der überlegenen europäischen Kultur nicht abnehmen, sondern progressiv sich steigern wird. Auch zeigt die Religionsgeschichte, daß Kompromisse Zeiten des Niedergangs, nicht des Aufstiegs einzuleiten pflegen.

Das Christentum ist schon in den ersten Jahrhunderten nach der Westküste Indiens vorgedrungen. Es gelang zwar den damals begründeten Gemeinden der sogenannten Thomaschristen, sich bis in die Neuzeit erhalten, aber sie vermochten nicht, auf die religiöse Entwicklung Indiens Einfluß zu gewinnen. Das ist dem Christentum erst möglich geworden, als die Mission in Verbindung mit der europäischen Kolonisation einsetzte.

Als die Entdeckung des Seeweges nach Indien die Portugiesen ins Land brachte, begann sofort die Tätigkeit der Bettelorden, die aber dann durch das Eingreifen der Jesuiten unter Führung von Franz Xaver in den Schatten gestellt wurde. Die katholische Kirche hat jedoch ihre großen Missionserfolge nicht festhalten können. In-

folge der Kämpfe um die jesuitische Missionsmethode, die darauf abzielte, durch weitgehende Anpassung an die heidnischen Volkssitten die Übertritte zum Christentum zu erleichtern, und unter den Patronatsstreitigkeiten mit der portugiesischen Regierung im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts ging ihr Besitzstand stark zurück. Im 19. Jahrhundert hat das katholische Missionswesen aber einen neuen Aufschwung erlebt und sich über seine alten Grenzen hinaus ausgebreitet. Die Zahl der eingeborenen katholischen Inder betrug nach dem Regierungszensus von 1911, bei Nichteinrechnung der 413 134 mit Rom unierten Thomaschristen syrischen Ritus, 1 393 720 Personen, 1914: 1 989 847 (ohne Ceylon).

Die evangelische Mission in Indien hat — abgesehen von der Dänisch-Halleschen in der Niederlassung der dänischen Handelskompagnie in Trankebar — in Gebieten ihre Arbeitsfelder gefunden, die unter britischer Oberhoheit standen. Dadurch ist die Stellung der englischen Regierung zur Mission ein wichtiger Faktor in der Geschichte der Ausbreitung des evangelischen Christentums in Indien geworden. Die großen Zeiten der Ostindischen Kompagnie waren freilich schon vorüber, als die evangelische Mission in ihren Bereich eintrat, denn 1784 war diese Gesellschaft in bezug auf Politik, Rechtspflege und Verwaltung einer staatlichen Aufsichtsbehörde unterstellt worden. Daß aber auch die Machtstellung, die ihr zunächst noch verblieb, nicht gering war, hat die evangelische Mission zu ihrem Nachteil erfahren. Als Handelsgesellschaft war sie religiös uninteressiert. Aber sie hörte auf, neutral zu sein, als die ersten evangelischen Missionare mit ihr in Berührung traten. In der Besorgnis, daß deren Tätigkeit in der Bevölkerung Unruhe hervorrufen könnte, nahm sie ihnen gegenüber eine feindliche Haltung ein. William Carey mußte, da die Kompagnie ihm den Paß zur Überfahrt verweigerte, auf einem dänischen Schiff nach Kalkutta reisen (1793) und zuerst in der nahe gelegenen dänischen Kolonie Sirampur Unterkunft suchen. In der folgenden Zeit ging die Kompagnie noch einen Schritt weiter; sie übernahm die Unterhaltung und den Bau von Tempeln gegen die Erhebung der Tempelsteuern, ihre Beamten mußten den Götzenfesten beiwohnen und der Übertritt des eingeborenen Beamten zum Christentum wurde mit Dienstentlassung bestraft. Diesen heillosen Zuständen wurde erst durch den Generalgouverneur Bentinck (1828—1835) ein Ende gemacht. Der christliche Eingeborene erhielt jetzt Rechtsschutz, und es wurde der Kampf gegen einzelne Volkssitten wie die Witwenverbrennung und die Kinderaussetzung

eröffnet, indem sie für strafbare Handlungen erklärt wurden. Aber das Ehescheidungsgesetz von 1863, das den im Kindesalter nach heidnischer Ordnung verheirateten Eingeborenen auch nach seinem Übertritt zum Christentum an diese Ehe bindet, ist trotz aller Proteste auch heute noch nicht aufgehoben worden.

Seit die englische Regierung 1858 die Verwaltung Indiens selbst übernahm, genießt die evangelische Mission die Wohltaten eines geordneten Staatswesens. Die staatliche Regierungspolitik steht auf dem Boden der Neutralität und beobachtet korrekt die der eingeborenen Bevölkerung zugesagte Religionsfreiheit, ist sogar auf dem Gebiet des Schulwesens über diese Linie gelegentlich hinausgegangen. Aber die rechtliche Anerkennung der Missionare und der ihnen gegenüber beobachtete Grundsatz des Gewährenlassens hat Verhältnisse geschaffen, die gegenüber denen der Vergangenheit einen großen Fortschritt darstellen. Im Zusammenhang mit diesen Wandlungen der Rechtslage hat sich die Geschichte des evangelischen Missionswesens in Indien entwickelt.

Die evangelische Mission in Indien ist durch den deutschen Protestantismus begründet worden. Die dänisch-halleschen Missionare haben als erste das Land betreten (1706) und sind während des ganzen 18. Jahrhunderts bis zum Eingreifen der englischen Baptisten (1793) die einzigen gewesen. Als 1813 britischen Missionsgesellschaften der Zugang nach Indien freigegeben wurde, ist diese Gelegenheit sofort von der Kirchlichen Missionsgesellschaft (1813) und der Ausbreitungsgesellschaft (1814) sowie von der Londoner Gesellschaft (1817) und den Wesleyanern (1817) wahrgenommen worden; zahlreiche andere Organisationen sind ihnen später gefolgt. Nachdem 1833 auch nichtbritischen Gesellschaften die Erlaubnis zum Missionieren erteilt worden war, haben die Vereinigten Staaten von Amerika für die Christianisierung Indiens besonderes Interesse an den Tag gelegt; ihre Gemeinden zählen jetzt eine größere Zahl getaufter Eingeborener als die unter britischer Leitung stehenden.

Sehr enge Bande bestehen zwischen Indien und dem deutschen Missionswesen. Die Goßnersche Mission war bis vor kurzem sogar ausschließlich eine indische und steht mit ihren 92 000 getauften Kols obenan; die Gemeinden der Basler Gesellschaft haben eine Seelenzahl von annähernd 20 000 und sind daher deren zweitgrößter Arbeitszweig — die auf der Goldküste zählen 25 000 Mitglieder —. Leipzig hat mehr als 17 000 eingeborene Christen unter den Tamulen, hinter diesem Arbeitsgebiet steht daher ihr ostafrikanisches

weit zurück; annähernd die gleiche Ziffer ist von der Schleswig Holsteinschen Gesellschaft in Jeypur gesammelt; die Hermannsburger Mission, deren Name in erster Linie mit Süd-Afrika verknüpft ist, hat unter den Telugu Gemeinden mit 3100 Mitgliedern; auch die Brüdergemeine nimmt durch ihre kleine Mission am Himalaja an den schweren Sorgen Teil, die jetzt auf allen diesen Gesellschaften lasten.

Nach der Volkszählung von 1911 war die Zahl der eingeborenen Christen evangelischen Bekenntnisses 1 442 000. Da 1851: 91 092, 1861: 138 731, 1871: 224 258, 1881: 417 372, 1890: 559 661, 1900: 854 867 gezählt wurden, ist der Bestand von 1911 das Ergebnis einer andauernden Aufwärtsbewegung. Die Zahl der Angehörigen der evangelischen Mission hat damit die der katholischen nicht nur erreicht, sondern sogar überschritten. Die Zahl der christlichen Inder, die durch die Mission für das Christentum gewonnen sind, d. h. die der beiden Konfessionen zusammengenommen, ist demnach jetzt auf 2 836 000 zu beziffern, während die Gesamtzahl der eingeborenen indischen Christen — d. h. unter Hinzuziehung der mit Rom unierten Syrer und der selbständig gebliebenen Syrer — 3 574 770 beträgt.

Eine solche Zahl besagt rein für sich genommen sehr wenig, sie gewinnt die ihr zukommende Bedeutung erst dadurch, daß man sie zu den Größen und Tatsachen in Beziehung setzt, zu denen sie in einem Verhältnis steht und die ihren Wert bestimmen.

Zunächst ist darauf hinzuweisen, daß es vorzugsweise die niederen Kasten und die Kastenlosen sind, unter denen das Christentum Fortschritte gemacht hat. Die höheren Kasten fehlen zwar nicht ganz, aber schon die Art, wie in der Missionsliteratur Übertritte zum Christentum aus ihrer Mitte behandelt werden, zeigt, daß es sich um seltene und sehr hoch eingeschätzte Vorgänge handelt. Im allgemeinen halten sich also die Kreise der Gebildeten, der Wohlhabenden und der sozial Hochstehenden von dem Christentum noch fern. Ferner fällt der Umstand nachteilig ins Gewicht, daß die Anhänger des Christentums sich nicht gleichmäßig über das ganze Reich verteilen, sondern sich in einzelnen Gebieten stark zusammendrängen. Nach dem letzten Regierungszensus lebten in der Präsidentschaft Madras 2 345 475, d. h. mehr als drei Fünftel, und in den Bezirken Travankor und Kotschin 1 136 960 d. h. fast ein Drittel aller indischen Christen. In dem größten Teil Indiens gibt es also nur kleinere Gruppen. Endlich weist der Besitzstand und die prozentuale Vermehrung der nichtchristlichen Religionen in Indien darauf hin,

daß dem Christentum sehr starke und offenbar sehr lebenskräftige Gegner gegenüberstehen. Sehen wir hier von den 217½ Millionen Hindus ab, so ist es besonders die Zahl von mehr als 66½ Millionen Mohammedanern, die andeutet, von welcher Seite dem Christentum die größten Gefahren drohen. Daß sie sich gegenüber der Volkszählung von 1901 um 6,6% vermehrt haben, also nur in dem gleichen Verhältnis wie die Gesamtbevölkerung, darf nicht als Anzeichen des Verlöschens seiner Werbekraft angesehen werden.

Auf der anderen Seite liegt die Tatsache vor, daß nicht nur die evangelische, sondern auch die katholische Mission von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zugenommen hat, also die Zahl der indischen Christen insgesamt gestiegen ist und der Vermehrung der Bevölkerung sogar prozentual dauernd voraneilt. Hatte diese nach dem Zensus von 1911 gegenüber dem von 1901 um 6½% zugenommen, so hatte sich die Zahl der indischen Christen um 34,2% vermehrt. Diese Ziffer berechtigt allerdings noch nicht zu hochgespannten Hoffnungen für die Zukunft, auch dann nicht, wenn sie konstant bleiben sollte, denn das prozentuale Anwachsen der Zahl der Christen ist deshalb so groß, weil es sich um verhältnismäßig kleine Zahlengrößen handelt. Aber es beweist doch einen guten Fortschritt, daß, während noch im Jahre 1891 sich unter 143 Einwohnern und 1901 unter 111 Personen 1 Christ befand, 1911 sich das Verhältnis von 86 zu 1 gestaltet hat.

Der Regierungszensus von 1911 hat ferner Ergebnisse veröffentlicht, die für die Beurteilung des Wertes der Mission für die Verbreitung an Volksbildung wichtig sind. Um für den Bildungszustand der Bevölkerung einen Anhalt zu gewinnen, war untersucht worden, wer in seiner Muttersprache einen Brief schreiben und die Antwort lesen konnte. Diese Fähigkeit wurde bei 5,8% der Einwohner festgestellt, so daß die Zahl der Analphabeten 94,2% betrug. Bei den indischen Christen aber ist das Verhältnis der beiden Gruppen wesentlich anders, indem von ihnen 21,4% den „Gebildeten" zugerechnet werden konnten und nur 78,6% den „Ungebildeten". Diese Zahlen sind vor allem eine Frucht des Missionsschulwesens, dessen Leistung um so beachtenswerter ist, da es seinen Zuzug nicht aus den höheren Kasten erhält. Auch die großen Anstrengungen, das weibliche Geschlecht sittlich und geistig zu heben — schon 1822 wurde eine Mädchenschule in Kalkutta eröffnet; die den indischen Verhältnissen Rechnung tragenden besonderen Organisationen für die Frauenwelt entstanden erst später — sind nicht erfolglos geblieben. Denn wir hören, daß von 10 000 Frauen unter den Mohammedanern

43, unter den Hindus 76, unter den Christen 1352 im Stande sind, zu schreiben und zu lesen.

Für die Frage der Verselbständigung der für den evangelischen Glauben gewonnenen Inder liegen die Verhältnisse ganz anders als in Japan und China. Die innere Zersplitterung Indiens ist durch die Verschiedenheiten der Sprache, der Rasse, der Lebensweise, der geistigen Bildung so groß, daß der Gedanke einer indischen Nationalkirche, die alle eingeborenen Protestanten zusammenfassen könnte, keine Aussicht auf Verwirklichung haben würde, auch wenn von nationalistischer Seite dieses Ziel aufgestellt würde. Um so wichtiger ist es, daß die christianisierten Kols gezeigt haben, was ein einzelnes Volk auch in Indien erreichen kann. Es gehört zu den Lichtpunkten in der gegenwärtigen Notlage der deutschen evangelischen Mission, daß die Goßnersche Gesellschaft im Stande gewesen ist, als ihre Missionare des Landes verwiesen wurden, die Leitung der dadurch verwaisten 88 000 Christen an 42 eingeborene Pastoren übertragen zu können.

In **Niederländisch-Indien** hat die christliche Mission ein Arbeitsgebiet gefunden, das sich von dem vorderindischen wesentlich unterscheidet. Die Bevölkerung der Sunda-Inseln gehört der malaiischen Rasse an und steht, soweit sie nicht Objekt christlicher oder islamischer Erziehung geworden ist, auf einer tiefen Stufe menschlicher Gesittung. Die religionsgeschichtliche Entwicklung eines großen Teils von Indonesien ist dadurch bestimmt worden, daß seit dem Ende des 15. Jahrhunderts der Islam Eingang gefunden hat, also bevor die europäische Kolonisation ihren Anfang nahm. In den folgenden Jahrhunderten ist es ihm gelungen, den größeren Teil der eingeborenen Bevölkerung zu sich herüberzuziehen; ein Ergebnis, an dem die holländische Kolonialpolitik mit schuldig ist. Die alte holländische Kolonialmission hat im 19. Jahrhundert einen neuen Aufschwung erfahren. Ihre Gemeinden (Gevestigde inlandsche gemeenten), deren Mitgliederzahl 1910 auf 279 000 Personen angegeben wurde, sind den indischen Europäergemeinden in der Weise angegliedert, daß beide Gruppen unter der Bezeichnung „Protestantische Kirche in Niederländisch-Ostindien" zusammengefaßt werden. Außerhalb dieser Organisationen stehen die eingeborenen Christen, die sich in der Fürsorge der Missionsgesellschaften befinden; ihre Zahl wurde in demselben Jahre auf 238 000 berechnet, ist aber inzwischen schon überholt worden. An dieser neuesten Phase der Geschichte der Christianisierung des indischen Archipels ist Deutschland durch die Rheinische

Missionsgesellschaft hervorragend beteiligt. Auf Sumatra ist unter ihrer Leitung die blühende Batakkirche mit 160 000 christlichen Eingeborenen entstanden, auf der Insel Nias zählen ihre Gemeinden 18 000 Seelen, auch die Mission unter den Dajaken auf Borneo ist, nachdem sie sich von dem Zusammenbruch in dem Aufstand von 1859 erholt hatte, in aufsteigender Entwicklung begriffen. In Mittel-Java haben die Neukirchener unter schwierigen Verhältnissen an 2000 eingeborene Christen in Gemeinden gesammelt. Zu den bekanntesten Kapiteln in der neuesten Missionsgeschichte gehören die außerordentlichen Erfolge der Niederländischen Missionsgesellschaft auf der Minahassa, der nordöstlichen Landzunge der Insel Celebes unter den Alifuren, die jetzt in einer Zahl von mehr als 175 000 volkskirchlich organisiert sind.

Ozeanien ist erst im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts in den Gesichtskreis Europas getreten, wenn auch gelegentliche Berührungen schon früher stattgefunden haben. Seitdem aber ist das Interesse für die Inselwelt des Stillen Ozeans nicht wieder erloschen, durch Welthandel und Weltpolitik sogar gesteigert worden, und das günstige Klima machte eine starke Einwanderung der weißen Rasse möglich. Die Kolonisation wurde durch die Deportation von Verbrechern nach Neu-Süd-Wales 1788 eingeleitet und erfuhr einen so kräftigen Nachschub, daß die Zusammensetzung der Bevölkerung sich in kurzer Zeit völlig verändert hat und die erschreckend rasch zusammengeschmolzenen Eingeborenen in die Minderheit gerückt sind.

Seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts ist Ozeanien auch das Ziel zahlreicher Missionsunternehmungen. Die Christianisierung ist hier sogar infolge verschiedener Umstände mit größerem Eifer betrieben worden als die irgend eines anderen großen Missionsgebietes. Die Romantik der Südsee hatte die Phantasie der Missionskreise angeregt, viele Inselgruppen waren leichter erreichbar als der größte Teil von Afrika oder China, die insulare Abgeschlossenheit unterstützte die Erziehung und die Nachrichten von dem sittlichen und religiösen Tiefstand der Eingeborenen weckten das Mitleid mit ihrer besonderen Hilfsbedürftigkeit. Fast alle protestantischen Völker sind an der Südseemission vertreten, aber das englische und amerikanische Element überwiegt.

Die der Bekehrungsarbeit unter den Eingeborenen dienenden großen Veranstaltungen haben einen reichen Lohn gefunden. Es ist gelungen, an vielen Stellen ein verkommenes Heidentum vollständig zu überwinden und Sitten zu verdrängen, die zu den größten Ent-

artungen gehören, von denen die Völkerkunde berichtet. Ein großer Teil der Christengemeinden ist soweit fortgeschritten, daß sie sich selbst unterhalten. Als ein Zeichen ernsten Strebens dürfen wir es auch betrachten, daß von Seiten der christlichen Eingeborenen an der Ausbreitung des Christentums unter den noch heidnischen Stämmen mitgearbeitet wird. Von der humanisierenden und sozial hebenden Kraft des Christentums gibt daher seine Geschichte unter den Südseevölkern trotz aller ihnen noch anhaftenden Mängel ein glänzendes Beispiel.

In Polynesien ist die grundlegende Missionszeit bereits abgeschlossen; die Schicksale der einzelnen Inselgruppen waren recht verschieden. Die Hawaii-Inseln haben das Christentum von den Vereinigten Staaten her empfangen (1820), später auch ihre freilich verfrühte kirchliche Mündigkeitserklärung. Die Gesellschafts-Inseln haben nicht nur die friedliche Tätigkeit von John Williams gesehen, sondern wurden auch der Schauplatz schwerer Kämpfe, als die katholische Kirche unter dem Schutz Frankreichs ihren Einzug hielt. Die Samoa-Inseln waren schon für das Christentum gewonnen, als sie deutsch wurden. Melanesien, d. h. die Australien im Norden und Nordosten umrahmende Inselwelt, hat große Opfer gefordert; in Kaiser-Wilhelmsland auf Deutsch-Neuguinea treffen wir die Neuendettelsauer und die Rheinische Mission. Unter den zu Mikronesien gehörenden Inseln waren es die Karolinen, die für die koloniale Entwicklung Deutschlands besondere Bedeutung gewonnen haben. Die Schicksale der Papuas auf dem australischen Festland füllen ein dunkles Kapitel in der englischen Kolonialgeschichte; sie sind im Aussterben, wenn ihnen auch jetzt eine menschenwürdige Behandlung zu Teil wird. Mit Neu-Seeland stand Deutschland früher durch die Norddeutsche und die Hermannsburger Mission in enger Verbindung.

An missionsgeschichtlicher Bedeutung steht **Amerika** in der Gegenwart hinter Afrika und erst recht hinter Asien weit zurück. Denn die Zahl der Nichtchristen auf amerikanischem Boden nimmt beständig ab. Dem noch vorhandenen Heidentum fehlt alles, was es zu einem kraftvollen Widerstand oder auch nur zu einer ernsthaften Auseinandersetzung befähigen könnte. Es bildet keine Einheit sondern besteht in verschiedenen Gruppen, es besitzt kein Geistesleben, das mit dem Christentum sich messen könnte und seine Anhänger leben zerstreut über unermeßliche Gebiete. Das Übergewicht des christlichen Elements über das nichtchristliche ist so stark, daß das letztere seine

Existenz überhaupt nur noch dort weiter fristen kann, wo es unter der Gunst besonderer Verhältnisse unbehelligt bleibt. Unter diesen Umständen verschwinden heidnische Enklaven in christlicher Umgebung mit der Folgerichtigkeit eines Naturprozesses, die christliche Gesellschaft erdrückt die in ihrem Bereich befindlichen fremden Elemente und nimmt sie in ihre Mitte auf, die Christanisierung erfolgt auch ohne Mission. Eine solche ist aber trotzdem notwendig, und zwar auch in diesen Fällen; denn der Übertritt zum Christentum soll nicht nur in dem Aufgeben des Heidentums bestehen, sondern zugleich eine innere Aneignung des evangelischen Glaubens sein. Sie kann vor allem dort nicht entbehrt werden, wo es sich um Reste des Heidentums handelt, die keinen direkten Wirkungen einer christlichen Umgebung ausgesetzt sind. Es handelt sich dabei um die Nachkommen der von den europäischen Einwanderern angetroffenen einheimischen Bevölkerung. Neuerdings hat das nichtchristliche Element in Amerika durch den starken Zuzug von Chinesen, Japanern und Indern eine nicht unbeträchtliche Stärkung erfahren, aber es ist dadurch nur eine zahlenmäßige Vergrößerung, nicht eine innere Kräftigung des Heidentums eingetreten. Denn diese Asiaten bleiben abgesondert und sind durch Sprache und Religionsverschiedenheit von den in diesem Erdteil ansässigen Anhängern nichtchristlicher Religionen getrennt. Nur die Religionsstatistik bringt sie zusammen, wenn sie sie in der Kategorie der nichtchristlichen Religionen vereinigt.

Die Generationen hindurch stattgefundene ruchlose Unterdrückung der Eingeborenen hat es zustande gebracht, daß von der Urbevölkerung Amerikas nur noch kümmerliche Reste vorhanden sind und blühende Kulturen zerstört wurden. Unter dieser Eingeborenenpolitik, an der sich alle in Amerika kolonisierenden europäischen Nationen beteiligt haben und in der die evangelischen Puritaner den katholischen Spaniern nicht nachstanden, haben selbstverständlich auch die Bemühungen der christlichen Mission leiden müssen.

Die Indianer, die den größten Teil der Urbevölkerung Amerikas bildeten, sind bis auf kleine Reste zusammengeschmolzen und im Lauf der Zeit durch Vermischung mit anderen Rassen ihrer ursprünglichen Eigenart verlustig gegangen. Sie sind in den Vereinigten Staaten Nordamerikas und in Kanada längst seßhafte Ackerbauer geworden, während im Innern von Brasilien noch der Typus des „wilden" Indianers zu finden ist. Die evangelische Mission unter den Indianern wurde durch John Eliot 1645 in Massachusetts begonnen und es gelang ihm, durch sein verständiges Vorgehen sowohl zivilisierend als

christianisierend auf sie einzuwirken. Aber die nicht enden wollenden Brutalitäten der Kolonisatoren haben den Erfolg dieser immer wieder aufgenommenen Bemühungen lange in Frage gestellt und sind das Haupthindernis aller Missionstätigkeit gewesen. An dieser seiner Zeit berühmten Indianermission hat Deutschland durch die Brüdergemeinde Anteil erhalten. Pietätsvoll wird von ihr die längst stark zusammengeschrumpfte Arbeit in den Vereinigten Staaten festgehalten und auch an der Moskitoküste in Nikaragua trotz aller Schwierigkeiten weitergeführt.

Die Eskimos in der nördlichen Hälfte Nord-Amerikas haben es den hier herrschenden klimatischen Verhältnissen zu verdanken, daß ihnen das Schicksal der Indianer erspart geblieben ist. Auch sie sind aber dann mit der europäischen Kultur in Berührung gekommen und haben dabei dieselben Erfahrungen machen müssen, wie alle Naturvölker in ähnlicher Lage. Durch eingeschleppte Krankheiten sind sie stark dezimiert worden und haben auch durch die Gewöhnung an früher unbekannte Lebensgenüsse an Widerstandsfähigkeit eingebüßt, während sie gleichzeitig unter der Raubwirtschaft der großen Fischereigesellschaften zu leiden haben. Da die Zahl der Eskimos insgesamt auf 40 000 geschätzt wird, von denen auf Grönland etwa 10 000 und auf Alaska 8500 entfallen, während die übrigen in dem britischen Nord-Amerika zerstreut leben, ruht das große Interesse, das die Mission unter ihnen gefunden hat, nicht in der Größe der im günstigsten Falle erreichbaren Ziele. Aber die Eskimo-Mission ist es gewesen, die im 18. Jahrhundert zur Popularisierung des Missionsgedankens wesentlich mitgewirkt hat. Nachdem Egede 1721 von Norwegen aus sein bekanntes Werk in Grönland begonnen, folgte 1733 die Brüdergemeinde, die bis heute unter den Eskimos in Labrador tätig ist, während sie ihren grönländischen Zweig an die dänische Staatskirche abgegeben hat. Alaska war gering eingeschätzt, bis es als Goldland entdeckt wurde, seitdem ist es auch Missionsgebiet, sogar ein stark besetztes.

Die größte und wichtigste Gruppe von Nichtchristen in Amerika bilden die durch den Sklavenhandel nach diesem Erdteil gelangten Neger afrikanischer Herkunft. Den Vereinigten Staaten wurde durch diese Verpflanzung von Millionen von Menschen ein unversiegbarer Quell von Arbeitskräften erschlossen, deren Ausnutzung es ihnen ermöglicht hat, große wirtschaftliche Werte zu erzeugen. Aber das Bild hat sich seit der Aufhebung der Sklaverei vollständig geändert, da die Neger von der Freiheit, nach Afrika zurückzukehren, nur wenig Gebrauch gemacht haben. Die Negerfrage ist jetzt ein sehr verwickeltes

politisches und noch mehr soziales Problem geworden, das durch die große Vermehrung des schwarzen Elements weiter verschärft wird. Die Neger haben größtenteils das Christentum angenommen, zumeist das evangelische. Solange sie unter dem Sklavenrecht standen, war schon der Umstand, daß sie von den Religionsformen ihrer Heimat und ihrer Vorfahren losgelöst waren, für die Missionspredigt günstig, ganz abgesehen davon, daß sie als eine wohltuende Bezeugung persönlicher Anteilnahme Vertrauen weckte. Seit der gesetzlichen Beseitigung der Sklaverei aber ist der Übertritt zum Christentum zugleich die Annahme der Religion des Herrenvolkes, mit dem die Gleichstellung auf allen Gebieten angestrebt wird. Die christianisierten Neger der Vereinigten Staaten stehen unter den amerikanischen Negern am höchsten, denn sie haben sich zum Teil eigene Kirchengemeinschaften geschaffen, die sich in voller Selbständigkeit gegenüber der weißen Rasse selbst verwalten. Die von der Brüdergemeinde dem Christentum zugeführten Negergemeinden Westindiens mit einem Bestand von 38 000 Seelen würden auf derselben Stufe angelangt sein, wenn ihre wirtschaftliche Lage es ihnen möglich machte, die für eine Selbstverwaltung erforderlichen Mittel ganz aufzubringen. Unter der Leitung derselben Gesellschaft steht die evangelische Negerkirche in Niederländisch-Guyana (Suriname), die in ihrer verhältnismäßigen Abgeschlossenheit eine sehr lehrreiche Illustration der Schwierigkeiten darbietet, die von einer christlichen Erziehung überwunden werden müssen, um die Nachwirkungen der Sklaverei und die Folgen der plötzlichen Sklavenemanzipation unschädlich zu machen.

Afrika ist durch die Islamisierung seiner an das Mittelmeer angrenzenden Länder im 7. Jahrhundert gegen das christliche Europa abgeschlossen worden und hat das Mittelalter hindurch für die Universalgeschichte eine geringere Bedeutung gehabt als in der Zeit des römischen Imperiums. Auch die Periode der Länderentdeckungen steigerte zunächst den Wert dieses Erdteils nicht erheblich. Allerdings wurden seine äußeren Umrisse bekannt, aber der afrikanische Kontinent wurde nur in geringem Umfang das Ziel der europäischen Kolonialpolitik. Die Seefahrt nach Ostindien stand ganz im Mittelpunkt des Interesses. Afrika war dadurch, daß es für sie Stützpunkte gewährte, wichtig, aber abgesehen davon war es ein Land, an dem man vorbeifuhr. Dann kam das große Unglück, daß der amerikanische Plantagenbau fremde Arbeitskräfte forderte und Afrika ihm tributär wurde. Wieviel Millionen Menschen der sich jetzt entwickelnde Sklavenhandel Afrika entzogen hat, ist nicht festzustellen; denn der erbar-

nungslose Kapitalismus der christlichen Völker Europas, dem sie ausgeliefert wurden, hatte kein Interesse daran, über die Zahl seiner direkten und indirekten Opfer Untersuchungen anzustellen. Die europäische Kolonisation überschritt nicht die Küstenzone, man begnügte sich mit der Anlage von Forts an der Küste und beschränkte sich auf den Handel mit Landesprodukten, vor allem Elfenbein und Gold. Der Schwerpunkt dieses Handels ruhte, bis Europa gegen das Ende des 18. Jahrhunderts den Ankauf von Negern einzustellen begann, in Westafrika.

Nun wurde die Bahn frei, ein neues Verhältnis zu Afrika zu gewinnen, das nicht mehr durch den Zweck der Ausbeutung des Landes bestimmt war, sondern in der Hineinziehung des schwarzen Erdteils in den Bereich der europäischen Kultur sein Ziel fand. Voraussetzung und Mittel dieser Entwicklung wurde die planmäßige Erforschung Afrikas. Mit der Begründung der „Gesellschaft zur Förderung der Entdeckung des Innern von Afrika" in London 1788 nahmen die Bemühungen um die Erweiterung der Kenntnis des bis dahin unbekannten Erdteils ihren Anfang und wurden durch überraschende Ergebnisse zu immer größeren Anstrengungen angeregt. Als die Kunde von dem Reichtum des tropischen Afrika durch Berichte von Forschungsreisenden nach Europa gelangte und zugleich die Feststellung der großen Flußläufe den Weg zeigte, auf dem ein Eindringen in das Innere versucht werden konnte, erfuhr die öffentliche Meinung über Afrika und seinen Wert einen vollständigen Umschwung. Die europäische Kolonialpolitik erkannte die Tragweite der gemachten Entdeckungen und es begann der Wettlauf der verschiedenen Völker, sich einen Anteil an dem afrikanischen Boden zu sichern.

Als ob Afrika für lange Vernachlässigung entschädigt werden sollte, drängte Europa ihm nun alles auf, was es selbst in mühevoller Arbeit errungen hatte. Die wertvollste Gabe, die es ihm brachte, bestand aber darin, daß sich die europäischen Kulturvölker vereinigten, den Sklavenhandel auszurotten. Die große Antisklavereibewegung führte zu internationalen Abmachungen, die tatsächlich ihr Ziel erreicht haben, wenn auch die bekannten Kongogreuel einen bedenklichen Rückfall in die Kolonialmethode vergangener Zeiten darstellten. Die Ausdehnung der europäischen Kolonialreiche über immer größere Teile Afrikas und die damit in Verbindung stehende Bewirtschaftung des Landes nach europäischen Grundsätzen durch Bau von Eisenbahnen und systematische Bodenkultur hat die Einwanderung aus

Europa befördert. Aber sie wird, wenn auch die Zahl der nach Afrika übergesiedelten Weißen in den letzten Jahrzehnten gestiegen ist und noch eine weitere Steigerung erfahren kann, niemals den Umfang erreichen, wie die Auswanderung nach Amerika. Denn für Angehörige der weißen Rasse kommen aus klimatischen wie ökonomischen Ursachen für einen dauernden Aufenthalt zur Zeit nur Gebiete von beschränktem Umfang in Betracht, und es ist nicht anzunehmen, daß die fortschreitende kulturelle Erschließung des Landes und die Anstrengungen, die gesundheitlichen Verhältnisse zu verbessern, diese Sachlage in entscheidender Weise verändern werden. Zwischen dieser sich ständig ausbreitenden europäischen Kolonisation und der christlichen Mission bestehen engste Beziehungen.

Südafrika ist in dem Prozeß der Christianisierung der eingeborenen Bevölkerung am weitesten vorgeschritten. Das britische Südafrika, dessen einzelne Staatswesen durch eine Union verknüpft sind, hatte nach dem Zensus von 1904 1 830 000 Farbige und 580 000 Weiße. Von den ersteren bezeichneten sich 786 725 als Christen d. h. 43 Prozent und zwar gehörten sie, abgesehen von 8600 Katholiken, dem evangelischen Bekenntnis an. 1914 betrug die Zahl der Farbigen 6 070 082, der Weißen 1 303 995; von den Farbigen waren 1 475 317 evangelisch, 37 242 katholisch. Während die eingeborene Bevölkerung des westlichen Kaplands so weit christlich geworden ist, daß sie der eigentlichen Missionsarbeit entwachsen ist, steht die Ausbreitung des Christentums in Rhodesia noch in dem Stadium der ersten Grundlegung. Die Gemeinden in Transvaal und in der Oranje-Fluß-Kolonie, ebenso wie im Basutoland, nehmen eine Mittelstellung ein. Die große Mehrheit der eingeborenen Christen steht unter der Leitung englischer Gesellschaften und strebt infolgedessen dem Anschluß an englische Kirchengemeinschaften zu, dann folgt in weitem Abstand die holländisch-reformierte Gruppe, darauf der deutsche und endlich der französische Protestantismus. Von deutschen Missionsgesellschaften hat die Hermannsburger unter den Betschuanen und unter den Sulus 74 097 getaufte Christen, die Berliner in der Kapkolonie, im Sululand, in der Oranjekolonie, in Transvaal 60 131 getaufte Gemeindemitglieder, die Brüdergemeine im Kapland 21 955 und die Rheinische Mission in demselben Gebiet 21 394. Da der europäische Einfluß in politischer wie in kultureller Hinsicht das Land durchdringt, werden die Bezirke, in denen das einheimische Volkstum unverändert und ungebrochen weiter bestehen kann, immer kleiner und isolierter. Damit aber wird der Fortbestand des

Heidentums ernstlich gefährdet. Es ist daher zu erwarten, daß die im Westen der Kapkolonie herrschenden kirchlichen Zustände in nicht zu ferner Zeit auch in anderen Landschaften sich herausbilden werden.

Aber die Gesamtentwicklung des Christentums in Südafrika macht nicht nur den Eindruck eines aussichtsvollen Fortschreitens auf breiter Basis, sondern es sind auch Erscheinungen Besorgnis erregender Art hervorgetreten. Sie wurzeln zum Teil in den Verhältnissen, die der rasche Übergang von einfachen Lebensformen zu denen einer höheren Kultur mit sich bringt und die durch die märchenhaften Umwälzungen hervorgerufen wurden, die sich mit dem Auffinden von Gold und Diamanten verbunden haben. Zum Teil sind sie aber auch die Frucht der britischen Eingeborenenpolitik, die mit der Sklavenemanzipation begonnen und dann durch die Gewährung des Wahlrechts fortgesetzt worden ist. Dadurch ist eine scharfe Spannung zwischen Schwarz und Weiß entstanden, die in allen das öffentliche Leben berührenden Fragen hervortritt und den Rassengegensatz auch in die christlichen Eingeborenengemeinden hineingetragen hat. Daher fand die Propaganda des sogenannten Aethiopismus (seit 1892) für die Errichtung einer nur von Afrikanern geleiteten Kirche starken Widerhall und hat zu kirchlichen Neugründungen geführt, die zum Teil Bestand gehabt haben.

In Deutsch-Südwest-Afrika wurde das große Werk der Rheinischen Missionsgesellschaft während des großen Aufstandes fast vernichtet, aber ist seitdem neu erstanden. Da das Volkstum der Herero und Nama zertrümmert ist und die Eingeborenen unfrei geworden sind, hat der Missionsbetrieb mancherlei Veränderungen erfahren müssen. Aber die Schwierigkeit, ihn den durch den Aufstand geschaffenen Verhältnissen anzupassen, wurde rascher überwunden als es zuerst den Anschein hatte und jetzt ist mit den in der Fürsorge der Mission stehenden 26 000 christlichen Eingeborenen die Zahl bereits überschritten, die früher erreicht worden war.

Die politischen Karten Afrikas zeigen, daß fast der ganze Erdteil sich in der Gewalt Europas befindet oder genauer gesagt, von den europäischen Kolonialmächten beansprucht wird. Denn eine wirkliche Beherrschung der unermeßlichen Landmassen findet durch sie noch nicht statt, sondern bereitet sich erst vor; das Innere der großen Kolonialreiche rückt nur allmählich unter europäische Verwaltung. Aber überall macht sich das Streben geltend, im Unterschied von der früheren Kolonialpolitik, die sich auf die Besetzung der Küste beschränkte, auch das Binnenland politisch und

wirtschaftlich zu unterwerfen, wobei allerdings die Unterschiede zwischen den verschiedenen Kolonialvölkern stark hervortreten, z. B. die Unfähigkeit Portugals im Vergleich zu dem, was England, Frankreich und Deutschland in der Erschließung ihrer Besitzungen geleistet haben. Die Armut Afrikas an großen schiffbaren Flüssen hat diese Politik erschwert. Wo aber große Ströme wie der Niger, Benue oder Sambesi den Weg in das Innere öffneten, sind sie benutzt worden, und die Entdeckung des Kongolaufes hat eine neue Periode der wirtschaftlichen Entwicklung Mittelafrikas eröffnet. Daneben ist mit Einsetzung großer Mittel und mit zäher Energie ein Eisenbahnwesen ins Leben gerufen worden, das schon jetzt eine gewaltige Ausdehnung besitzt, aber doch nur einen Teil der großen Unternehmungen bildet, die geplant sind.

Diese Unterwerfung Afrikas unter Europa stellt die christliche Mission vor Tatsachen, die für ihr Vorgehen maßgebend sind, auch dann, wenn sie von ihr als Beschränkungen empfunden werden. Überall, wohin der europäische Handel dringt, wo Militärstationen angelegt sind, wo sich der Sitz eines Regierungsbeamten befindet, wo größere Kulturanlagen entstehen, findet sich die Mission ein und rückt ihre Niederlassungen noch darüber hinaus vor, wenn sich ihr die Möglichkeit darbietet. Neben dieser engen Verbindung mit der fortschreitenden kolonialen Entwicklung ist für das ganze nördlich der Linie Kunene-Sambesi sich ausbreitende Afrika charakteristisch, daß die christliche Mission es hier nicht nur mit dem Heidentum sondern auch mit dem Islam zu tun hat. Die Ausstrahlungen seiner Propaganda sind mehr oder weniger in allen afrikanischen Küstenländern — namentlich an der ostafrikanischen Küste, in geringerem Maße in Westafrika — wahrzunehmen, während in Mittel- und Nordafrika der Mohammedanismus große und geschlossene Territorien erobert hat.

In Westafrika erregt der Freistaat Liberia besonderes Interesse, weil er gut veranschaulicht, wohin die unverständige Übertragung amerikanischer Freiheitsvorstellungen führt. An der Goldküste ist von deutscher Seite die Basler Mission tätig, deren Gemeinden nicht nur durch die Zahl von 25 000 Mitgliedern bemerkenswert sind. Mit der Geschichte von Togo ist die der Norddeutschen Missionsgesellschaft unter dem Ewe-Volk eng verknüpft, während Britisch-Nigerien entsprechend seiner Wichtigkeit eine ganze Reihe von Organisationen des englischen Sprachgebietes angezogen hat. Die Errichtung der deutschen Herrschaft in Kamerun führte die Basler Mission hierher, die mehr als 15 000 eingeborene Christen

gewonnen hat, die deutschen Baptisten, deren Gemeinden die Zahl von 3000 überschreiten und die Goßnersche Mission, deren erste Sendboten kurz vor Kriegsausbruch eingetroffen waren; schon in der vordeutschen Zeit haben die Amerikanischen Presbyterianer sich in Südkamerun niedergelassen. Für die Regierung des Kongostaates, die nur unter dem Druck der öffentlichen Meinung Europas den Praktiken der kolonialen Eroberungspolitik des 16. Jahrhunderts entsagt hat, waren evangelische Missionare zwar wenig erwünschte Gäste, aber sie ließen sich nicht fernhalten, sondern fanden sich sogar in großer Zahl ein. Wie weit die Zersplitterung im evangelischen Missionswesen gehen kann, ist in Afrika wohl nirgends besser zu studieren als hier.

Ostafrika wurde später in den Kreis europäischer Kolonisation hineingezogen als Westafrika. Aber dieser Nachteil ist dann durch eine weitgreifende Verkehrspolitik ausgeglichen worden. Es genügt, in dieser Beziehung auf den Bau der Uganda- und der Tanganikabahn wie auf die Eröffnung eines Dampferverkehrs auf den innerafrikanischen Seen zu verweisen. England wie Deutschland sind genötigt worden, zuerst starke Widerstände niederzuwerfen, aber die dadurch geschaffenen klaren Verhältnisse haben dann ein rasches Aufblühen ihrer Kolonien herbeigeführt. Mit dieser Entwicklung ist das Schicksal der evangelischen Mission eng verflochten gewesen. Das missionarisch wichtigste Gebiet ist Uganda, das nach einer Periode langwieriger innerer Unruhen, in denen religiöse und konfessionelle Gegensätze eine überraschend große Rolle gespielt haben, einen so großen Aufschwung nahm, daß aus der begabten Bevölkerung 98 500 Christen gesammelt und kirchlich organisiert sind. Erhebliche Erfolge haben die Missionen im Westen des Njassasees zu verzeichnen, wo unter hervorragender Beteiligung schottischer Gesellschaften die enge Verbindung von Christianisierung und Kultivierung gepflegt wird.

Die missionsgeschichtliche Bedeutung der Begründung von Deutsch-Ostafrika läßt sich heute noch nicht voll abschätzen, da der größte Teil der jetzt innerhalb seiner Grenzen im Dienste der Mission stehenden Unternehmungen erst nach der deutschen Besitzergreifung und auch dann nicht sofort in Tätigkeit traten, so daß die mehr als 20 000 eingeborenen Christen noch keinen Maßstab abgeben. Für das Missionswesen in Deutschland ist Deutsch-Ostafrika wichtiger geworden als die anderen Kolonien, denn es hat die größten Ansprüche erhoben. Während sich im Jahre 1885 nur englische Missionsgesell-

schaften im Land befanden, von denen wir die Kirchliche und die Universitäten-Mission noch heute antreffen, bilden jetzt die deutschen die Mehrheit. Die auf anderen Missionsgebieten gesammelten Erfahrungen wurden von ihnen benutzt, indem sie nicht bei dem Küstenland anfingen, sondern sofort im Innern sich niederließen: In der Nähe des Njassasees, im äußersten Nordwesten der Kolonie in den Landschaften Urundi und Uha, am Viktoriasee, am Kilimandscharo, am Paregebirge, in Usambara; die Hafenstädte wurden dabei aber nicht ganz übergangen. Daß die Berliner, die Herrnhutische, die Neukirchener, die Schleswig-Holsteinsche, die Leipziger, die Adventisten-, die Bielefelder Mission die Träger der evangelischen Mission in Deutsch-Ostafrika geworden sind, zeigt, daß sich viele und mannigfaltige Kräfte diesem Lande gewidmet haben.

Nord-Afrika und Vorder-Asien sind die Welt des Islam. Damit ist erklärt, daß die Mission hier überall auf einen bewußten Gegensatz stößt, der sich zwar oft verhüllt, aber sofort hervorbricht, sobald die christliche Werbearbeit tieferen Eindruck macht. Es ist ein Beweis der wunderbaren Gewalt des Missionsgedankens, daß er trotz der langsamen und oft ganz ausbleibenden Fortschritte die opferwillige Hingebung gerade für diese Länder zu entflammen vermag.

Die Eigenart der evangelischen Mission.

Die vorstehende Skizze hat uns gezeigt, daß die evangelische Mission sich zu einer die Welt umspannenden Größe entwickelt hat. Aus den kleinen und engen Formen ihrer Anfangszeiten herausgewachsen, steht sie jetzt als das größte Werk des Protestantismus da und hat es nicht mehr nötig, sich gegen den abgeschmackten Vorwurf des Konventikelhaften zu verteidigen. Ihre Ausdehnung drängt nun aber die Frage auf, was sie will, wie sie arbeitet, was sie erreicht hat. Die Geschichte, die sie durchlaufen hat, gibt die Antwort.

Das Wesen der evangelischen Mission.

Da die evangelische Mission nichts anderes ist als die Übermittlung des von dem europäischen und amerikanischen Protestantismus vertretenen Christentums an nichtchristliche Völker, so steht

die Beantwortung der Frage nach dem Wesen der evangelischen Mission vor denselben Schwierigkeiten, wie sie uns entgegentreten, wenn es gilt das Wesen des Protestantismus zu bestimmen. Die von anglikanischen Gesellschaften betriebene Mission kann die Eigentümlichkeiten der englischen Staatskirche ebensowenig verleugnen wie methodistische Missionen auf die Mittel der Einwirkung verzichten, die sich ihnen in der Heimat bewährt haben. In den großen Unternehmungen des American Board sind die amerikanischen Vorstellungen von Freiheit und Selbständigkeit lebendig, wie in denen des französischen Protestantismus der Geist des Hugenottentums, das in der Zeit der Leiden und Verfolgungen die Tugend der Ausdauer und die Fähigkeit rascher Entschließung wie energischen Handelns ausgebildet hat. Innerhalb des deutschen Missionswesens tragen die aus pietistischen Kreisen hervorgegangenen und von ihnen getragenen Organisationen eine deutlich erkennbare bestimmte Färbung, während die ausgesprochen lutherischen Missionen den Geist atmen, der einem Kirchenwesen auf dieser konfessionellen Grundlage eigentümlich ist. Diese Verschiedenheiten sind die natürliche Folge der mannigfaltigen Formen und Ausprägungen, die der evangelische Glaube gefunden hat, und es ist selbstverständlich, daß sie bei der Übertragung des Christentums auf fremden Boden mit hinaus wandern. Daraus erklären sich die mannigfachen Abweichungen und Schattierungen in der Gestalt des Gottesdienstes und im Unterrichtswesen, in der Kirchenzucht und in der Gemeindeverwaltung, in Fragen der Praxis wie in der Stellung zu Kontroversen, die dem Gebiet der Missionstheorie angehören. Alle vorhandenen Kräfte und Gaben haben freie Bahn, der ganze Reichtum evangelischen Glaubenslebens kann ohne jede äußere Hinderung und Beschränkung sich entfalten und jede Kirchengemeinschaft wie jede kirchliche Richtung besitzt die Möglichkeit, in der ihrer Überzeugung entsprechenden Weise an der Ausbreitung des Christentums sich zu beteiligen und zu erproben, wie ihre Auffassung von dessen Wesen auf Angehörige anderer Religionen wirkt.

Aber der große Aufschwung des protestantischen Missionswesens ist nicht die einzige Frucht dieser schrankenlosen Freiheit. Der durch keine äußere Autorität begrenzte und gehemmte Individualismus hat bedrohliche Seiten, die nicht bestritten werden sollen. Die Sachlage erscheint um so ernster, als auch dann keine Möglichkeit vorliegen würde, den Konsequenzen der Zersplitterung durch organisatorische Maßnahmen entgegenzutreten, wenn sie den Bestand der

Mission ernstlich gefährden würden. So wenig der heimatliche Protestantismus irgend eine Zentralinstanz hat, die befugt wäre und die Macht besäße, unheilvolle Erscheinungen in dem Umkreis des Protestantismus zu unterdrücken, so wenig besteht irgend eine Autorität für die evangelische Mission, um übereinstimmende Normen aufzustellen und gegebenenfalls einzugreifen. Es kann nicht Wunder nehmen, daß diese Verhältnisse auf nichtprotestantischer Seite weitgehende Hoffnungen auf einen raschen Verfall der evangelischen Mission zu wecken pflegten. Aber Schlußfolgerungen dieser Art liegt der Irrtum zugrunde, daß sie von den Maßstäben und Grundsätzen ausgehen, die der Katholizismus an die Hand gibt, dabei jedoch den eigentümlichen Charakter des Protestantismus verkennen, der eine andere innere Struktur besitzt und andere Entwicklungsmöglichkeiten in sich schließt. Die Geschichte beweist, daß die zahlreichen, unter einander zum Teil sehr verschiedenen, durch keine wie immer geartete Verfassungsform mit einander verknüpften einzelnen protestantischen Missionsunternehmungen einen gemeinsamen Grundcharakter haben. Die protestantischen Missionsgebiete weisen übereinstimmende Züge auf, die sie als etwas innerlich Zusammengehöriges und als ein Ganzes erscheinen lassen. Wir haben daher das Recht, nicht nur von evangelischen Missionsgesellschaften, sondern von einer evangelischen Mission zu reden.

Aber es kann uns nicht genügen, festzustellen, daß von der evangelischen Mission Gesamtwirkungen ausgehen, diese Tatsache bedarf noch einer Erklärung. Wo jene freien Vereinigungen von Vertretern der Missionsgesellschaften einzelner Gebiete stattfinden, werden wir ihnen gewiß einen Einfluß zuschreiben dürfen, der ausgleichende und verbindende Wirkungen ausübt, und daher eine Art von Ersatz für Rechtsordnung und verfassungsmäßige Organisation bilden kann. Aber diese Einrichtung ist noch zu lückenhaft und noch zu sehr in der Entstehung begriffen, als daß wir ihr das Verdienst zuschreiben dürften, daß die zersplitterten protestantischen Missionsbestrebungen den Eindruck einer evangelischen Gesamtaktion hervorrufen. Wir haben die Ursache dieses Eindruckes daher in einer anderen Richtung zu suchen und finden sie in dem Verhältnis der evangelischen Mission zur Reformation.

Die Beziehungen zwischen Mission und Reformation sind mannigfacher Art. Daß die Reformation im Gegensatz zu der katho-

lischen Kirche, die auf ihre Verfassung und äußere Einheit sehr großes Gewicht legte, die Art der rechtlichen Gestaltung ihres Kirchenwesens der geschichtlichen Entwicklung freigegeben und niemals das Ziel aufgestellt hat, daß alle evangelischen Christen in einem Kirchenverband zusammengefaßt werden, hat dazu geführt, daß der Protestantismus heutzutage uns in zahlreichen Kirchen entgegentritt. Es ist eine Folge dieser Dezentralisation, daß die evangelische Mission sich als ein getreues Abbild der heimatlichen Christenheit auf Grund der früher geschilderten Entwicklung in eine Unzahl von einzelnen Organisationen gliedert.

Da die Reformation alle Fragen der Verfassung und äußeren Ordnung als etwas im letzten Grunde Gleichgültiges und Unwesentliches betrachtete, konnte sie ihre ganze Kraft auf die Verinnerlichung des Christentums konzentrieren. Als sie, von einer tiefen Erfassung des Gedankens der Sünde ausgehend, in dem Glauben an die vergebende Gnade Gottes den Weg zur Begründung eines neuen Verhältnisses zu Gott gefunden hatte, war von ihr erreicht, was sie erreichen konnte und wollte. Daß mit diesen schlichten biblischen Gedanken etwas für die damalige Zeit Neues ausgesprochen war, zeigte die Art, wie es ihren Anhängern unmöglich gemacht worden ist, sie innerhalb der katholischen Kirche zu vertreten. Daß sie auch die Keime gewaltiger geistiger Bewegungen in sich schlossen, hat erst die Geschichte der Reformation und der von ihr bestimmten Folgezeit erwiesen. Nun sind diese Grundgedanken des reformatorischen Christentums schon im Reformationszeitalter und dann bis zur Gegenwart sehr verschieden aufgefaßt worden, denn die Lebenserfahrungen und Lebensführungen sind verschieden und in dem Protestantismus gilt der Grundsatz der Gewissensfreiheit. Aber trotz der großen geistigen Kämpfe, die sich über die Beantwortung der Frage nach dem Wesen des Protestantismus erhoben haben, liegt die Tatsache vor, daß die Länder mit vorwiegend evangelischer Bevölkerung unter der Wirkung der reformatorischen Gedankenwelt nicht nur durch kirchliche Abgrenzung sondern durch den in ihnen lebendigen Geist innerhalb der Christenheit der Gegenwart eine besondere Gruppe bilden.

In der Reformation wurzelt die evangelische Mission, sie ist die Quelle ihrer Kraft, sie bildet das unsichtbare Band zwischen allen ihren Teilen. Ihre Grundgedanken durchziehen ihre Arbeit, bestimmen ihre Methode und finden in dem Christentum der christlichen Eingeborenen einen Wiederhall, der für den ökumenischen Charakter

des reformatorischen Christentums ein schönes Zeugnis ablegt. Mag die große Mannigfaltigkeit in der Auffassung des evangelischen Glaubens, die uns in der heimatlichen Kirche entgegentritt, auch innerhalb der Missionsgesellschaften sich wiederspiegeln und mag der innere Abstand zwischen den einzelnen Kirchen und Richtungen noch so groß sein, — in nicht wenigen Fällen verlieren innerprotestantische Abweichungen angesichts des großen Gegensatzes zwischen Christentum und Heidentum und der sich dadurch aufdrängenden neuen Fragestellungen und gemeinsamen Aufgaben an Schärfe — *die evangelische Mission als Ganzes ist ein Denkmal von der Macht des evangelischen Christentums*, das sich überall durchsetzt, weil es überall Menschen gibt, die innerlich frei werden wollen und sich nach Frieden sehnen.

Die Zersplitterung des Protestantismus und der Mangel an einer für alle Missionsorgane maßgebenden Instanz bringen es mit sich, daß die Aufgabe der evangelischen Mission nirgends in einer authentischen und autoritativen Fassung formuliert vorliegt. Auf Grund ihrer Geschichte aber bestehen hinsichtlich ihrer Ziele keine Zweifel. Sie will das Evangelium von Jesus Christus denen bringen, die es noch nicht kennen, und geht von der Überzeugung aus, daß das Christentum die absolute Religion ist, die für alle Menschen bestimmt ist und für alle ein Gut darstellt, das von ihnen auf anderem Wege als durch die Annahme des Christentums nicht gewonnen wird. Diese Grundvoraussetzung ist ein Urteil des christlichen Glaubens, kann daher nicht auf wissenschaftlichem Wege als richtig erwiesen werden, aber die Geschichte des Christentums und die religiöse Erfahrung stehen ihm zur Seite. Die evangelische Mission verfolgt also *ein religiöses Ziel*. Darin liegt, daß ihre ganze Tätigkeit darauf einzustellen ist, daß dieses Ziel erreicht wird. Damit ist aber zugleich ausgesprochen, daß alle von ihr in Angriff genommenen Unternehmungen und Veranstaltungen durch dieses Ziel bestimmt sein müssen, und nur insoweit als missionarische gelten dürfen, als sie direkt oder indirekt ihrem religiösen Endzweck dienen. Diese grundsätzliche Bestimmung des Missionszieles besitzt eine große Tragweite. Denn da die Mission genötigt ist, jede Gelegenheit wahrzunehmen, um auf die nichtchristlichen Völker einzuwirken, und durch tiefes und umfassendes Studium der Hindernisse, die der Christianisierung im Wege stehen, die Notwendigkeit erkennt, viele Wege einzuschlagen, um erzieherisch zu wirken, ist sie zu vielen Arbeiten gelangt, die auch unter anderen als missionarischen Gesichtspunkten wertvoll

sind. Ihre Bemühungen um kulturelle Hebung primitiver Völker und ihr großes Erziehungswesen tragen beispielsweise diesen Charakter. Die diesen Zwecken dienende Wirksamkeit findet daher eine wohlwollende Unterstützung und Anerkennung auch in Kreisen, die dem Missionsgedanken fern stehen. Aber die Mission darf, ohne sich selbst aufzugeben, niemals darauf verzichten, in allen diesen Fällen darüber volle Klarheit zu schaffen, daß die Hinführung von Nichtchristen zum Christentum für sie nicht ein Ziel neben anderen ist, sondern im letzten Grunde das einzige ist, für das sie ihre Kraft einsetzt. Sie würde ihrem Wesen untreu werden, wenn sie es über diesen ihren Grundcharakter zu Unklarheiten kommen ließe. Diese grundsätzliche Stellung der Mission sichert ihre innere Unabhängigkeit, gibt ihr aber zugleich die volle Freiheit zu ernster Mitarbeit an vielen und großen Aufgaben, die sich aus der Berührung zwischen dem europäischen Geistesleben und fremden Kulturen ergeben. Von hier aus gewann auch unsere deutsche Mission die Fähigkeit, unter britischem, holländischem, dänischem Regiment tätig zu sein, ohne sich in ihrem Gewissen beengt zu fühlen. Sie war nicht politisch und wollte es auch nicht sein. Das Vorgehen der englischen Regierung gegen die deutschen Missionare in Indien während dieses Krieges drängt den Schluß auf, daß für das englische Empfinden zwischen Mission und Politik innere Zusammenhänge bestehen, die der deutschen Mission stets fern gelegen haben, weil sie die Richtlinien für ihr Handeln ihrem rein religiösen Ziel entnahm.

Die Verschiedenheit der Missionsgebiete.

Das Missionsziel ist überall das gleiche, aber die Verhältnisse, unter denen die Missionsarbeit getan wird, sind überall verschieden. Die nichtchristlichen Religionen zeigen allerdings manche Züge, die allen gemeinsam sind, aber daneben bestehen starke Abweichungen, die zugleich Abstufungen darstellen. Man braucht nur die religiösen Vorstellungskreise der Neger, der Inder, der Chinesen mit einander zu vergleichen und es wird klar, daß der Begriff des Heidentums eine unendliche Fülle von Religionsformen umfaßt. Aber die höhere Religionsstufe bedeutet nicht einen höheren Grad von Empfänglichkeit für das Christentum. Maßgebend ist vielmehr die Stärke des Gefühls der Abhängigkeit von finsteren Gewalten und der daraus erwachsenden Furcht. Je mehr sie das Leben belastet, um so größer ist die Ge-

neigtheit, sich dem Christentum zuzuwenden, das diesen Angstzustand überwindet. Daraus erklären sich seine großen Erfolge gerade unter den Anhängern von Religionen auf niederer Stufe. Die größere Widerstandskraft der höheren Religionen des Heidentums wird dadurch noch gesteigert, daß diese Religionen sich bei Völkern finden, deren geistiges Leben das der primitiven Völker überragt und daher gegenüber Anregungen von außen größere Festigkeit besitzt.

Diese Beobachtung führt uns auf die großen kulturellen Verschiedenheiten unter den Völkern, mit denen es die christliche Mission zu tun hat. Den Fortschritten der Wissenschaft der Völkerkunde verdanken wir die Erkenntnis, daß die früher übliche Unterscheidung zwischen Kulturvölkern und Naturvölkern von einer irrtümlichen Voraussetzung ausging, wenn das Vorhandensein kulturloser Völker angenommen wurde. Denn dieser Fall liegt nicht vor, da auch tiefstehende Völker Kultur haben. Es handelt sich nur um Unterschiede der Art und der Stufen der Kulturentwicklung; diese sind allerdings außerordentlich groß. Während Indien, China und Japan hochentwickelte Kulturen aufweisen, sind die meisten übrigen Völker, mit denen die christliche Mission in Berührung kommt, kulturarm. Die Verhältnisse, die dieser Klassifizierung zu Grunde liegen, wirken auf die Missionsarbeit stark ein, da sie überall auf eine Umgestaltung des Lebens nach christlichen Normen hinstrebt. Gegenüber kulturarmen Völkern befindet sich das missionierende Christentum insofern in einer günstigen Lage, als es unter ihnen zugleich als Träger einer höheren Zivilisation und Kultur auftritt, während ihm in den genannten Ländern, die im Besitz einer der christlichen an Alter sogar überlegenen Kultur sind, dieser Rückhalt fehlt. Aber auch ihnen bringt das Christentum Neues, denn es weckt den Sinn für Fortschritt und Entwicklung. Wo aber diese Gedanken lebendig werden, bricht eine neue Zeit auch für diese auf ihre Kultur stolzen Völker an.

Jedes Missionsgebiet empfängt auch durch die Abstammung und Lebensweise, durch die Charaktereigentümlichkeit und geistige Begabung seiner Bewohner ein besonderes Gepräge. Mag die Verschiedenheit der Rassen zwar nach der wissenschaftlichen Seite noch so große Probleme stellen, für die praktische Missionsarbeit ist sie vorhanden und erzwingt sich ernsteste Beachtung. In Indien steht die Mission einer Bevölkerung gegenüber, die seit Jahrtausenden die Bezirke bewohnt, in denen sie jetzt seßhaft ist, während die Rheinische Mission in dem heutigen Deutsch-Südwest-Afrika alle Hindernisse kennen lernte, die der Erziehung von

Eingeborenen im Wege stehen, die nicht gewohnt sind, an festen Ortschaften zu leben, und die Berliner Mission in den südafrikanischen Minendistrikten Menschenmassen vor sich hat, die sich dauernd erneuern. Als die Brüdergemeinde sich der Neger in West-Indien und Surinam annahm, befanden sich diese im Zustand der Sklaverei, sie mußte daher ihre Tätigkeit auf diese Rechtslage einstellen. Den größten Gegensatz dazu bildet die gegenwärtige Mission in China, wo sie mit den durch die republikanische Staatsform geschaffenen Verhältnissen zu rechnen hat. Daß jede Völkergruppe auch nach der religiösen und sittlichen Seite wie in sozialer Hinsicht und in ihrer geistigen Struktur ihre Besonderheit hat, ist eine Erfahrung, über die kein Wort zu verlieren ist. Wir begegnen endlich Völkern, die sich in aufsteigender Linie entwickeln und daher besonderes Interesse erregen, neben anderen, die aus der Geschichte der Menschheit verschwinden werden, denen daher nur noch ein friedlicher Lebensabend bereitet werden kann.

Auf die Christianisierungsarbeit hat nicht selten die Stellung der in dem betreffenden Land maßgebenden politischen Gewalt zu den Bestrebungen der christlichen Mission einen ausschlaggebenden Einfluß ausgeübt. Bis vor wenigen Jahrzehnten stand die große Mehrheit der Missionsgebiete unter dem Regiment heidnischer Machthaber und war damit allen Zufälligkeiten einer Willkürherrschaft ausgesetzt. Infolge der Erweiterung des europäischen Kolonialbesitzes bilden diese Missionsgebiete aber jetzt die Minderheit, d. h. die christliche Missionsarbeit spielt sich jetzt großenteils in Ländern ab, die unter christlichen Obrigkeiten stehen. Nun hatte freilich schon die ältere Kolonialgeschichte bewiesen, daß die Unterordnung unter ein christliches Staatswesen der Mission noch nicht eine wohlwollende Behandlung verbürgt. Aber die früher skizzierten Wandlungen in dem Verhältnis von Mission und Kolonialpolitik schienen diesen unnatürlichen Zuständen für alle Zeiten ein Ende bereitet zu haben. Das Verhalten Englands gegenüber der deutschen Mission in dem gegenwärtigen Krieg hat aber erwiesen, daß diese Erwartung ein Irrtum gewesen ist.

Fassen wir alle diese Tatsachen zusammen, so ergibt sich, daß die Verschiedenartigkeit der Missionsgebiete außerordentlich groß ist und in allen für die Missionsarbeit wichtigen Beziehungen sich geltend macht. Daraus folgt die doppelte Pflicht, sowohl die Eigenart jedes Gebietes sorgfältig zu studieren als auch ihr entsprechend das

missionarische Vorgehen zu individualisieren. Die evangelische Mission hat diese Aufgabe erkannt und handelt nach diesen Gesichtspunkten.

Heidenchristliche Gemeinden und Eingeborenenkirchen.

Nur in seltenen Ausnahmen wird das Christentum freudig begrüßt, fast überall hat es große Widerstände zu überwinden; und diese Aufnahme ist sehr begreiflich. Denn es tritt mit Ansprüchen auf, die den herrschenden religiösen Vorstellungen, den Sitten, den Lebensgewohnheiten widersprechen, und fordert Entsagungen und Opfer, deren Notwendigkeit zunächst nicht verstanden wird. In allen nichtchristlichen Religionen ist der Einzelne auch nach religiöser Seite mit Familie und Sippe aufs engste verknüpft, es fehlt die Vorstellung von der Religion als einer persönlichen Angelegenheit des einzelnen Menschen, denn der Begriff der Persönlichkeit ist noch nicht erfaßt und der Gedanke einer individuellen Religionsfreiheit liegt noch ganz außerhalb des Gesichtskreises. In den Empfindungen nichtchristlicher Völker gegenüber dem Christentum steht die Vorstellung, daß es eine fremde Religion ist, zunächst im Vordergrund. Es kommt aus fernen Ländern, seine Boten reden andere Sprachen, und es unterscheidet sich in seinem ganzen äußeren Auftreten von anderen bekannten Religionsformen. Bei näherer Beobachtung wird dann wahrgenommen, daß sie ein Stück Europäertum ist und mit der europäischen Kultur in enger Verbindung steht. Von diesen ersten Eindrücken aus wird zunächst das Chirstentum beurteilt, bis später eigene Erfahrungen in Stand setzen, diese Auffassung zu korrigieren und zu ergänzen. Es wäre eine große Selbsttäuschung, wenn ein Missionar glauben wollte, er könnte jemals den Boden verleugnen, von dem er herstammt. Er ist und bleibt immer der Europäer, er ist und bleibt immer der Vertreter der weißen Rasse, er ist und bleibt immer ein Träger der europäischen Kultur. So empfindet der Chinese und der Japaner und der Inder, ebenso wie der Südseeinsulaner oder der afrikanische Neger. Das Evangelium erscheint also immer in Verbindung mit anderen Vorstellungen und Größen, die mehr oder weniger als Gegensätze empfunden werden. Daher nimmt die heidnische Welt ihm gegenüber zunächst eine Abwehrstellung ein und sie ist verständlich. Es ist nicht nur die Abneigung des Bösen gegen das Gute, der Kampf der Lüge gegen die Wahrheit, der Protest der in ihren Lebensinteressen sich bedroht fühlenden Priesterschaften und

Zauberer, wenn offen oder versteckt dem Christentum entgegen getreten wird. Dahinter steht auch die Furcht vor dem Umsturz des Alten und Bestehenden, Patriotismus, Familiengeist, geschichtlicher Sinn, Selbstbehauptung, und diese Stimmung wird durch den Eindruck der Überlegenheit des Weißen und des Christentums nicht gemildert, sondern noch gesteigert. Diese Gegensätze sind so groß und erstrecken sich so weit, daß sie ausgetragen werden müssen. Die Formen und die Art dieses Kampfes sind zwar verschieden, aber die große Auseinandersetzung zwischen Christentum und Heidentum ist unvermeidlich und muß überall stattfinden, bevor die Christianisierung eines Volkes wirklich gesichert ist.

Da die Kenntnis des Christentums die selbstverständliche Voraussetzung für dessen Annahme ist, hat die Mission die Aufgabe, dafür zu sorgen, daß es bekannt wird; und sie benutzt alle dafür geeigneten Wege. Wo die Beeinflussung der Heiden durch das gedruckte Wort möglich ist, besteht für diesen Zweck eine ausgedehnte christliche Literatur. Zumeist aber ist mit Analphabeten zu rechnen und auch dort, wo es sich um des Lesens kundige Kreise handelt, wird niemals auf persönliche Einwirkung verzichtet werden. Die mündliche Verkündigung des Evangeliums bildet daher den Mittelpunkt aller missionarischen Tätigkeit. Die Formen, in denen sie sich vollzieht, sind sehr mannigfaltig. In den Gottesdiensten, die auch Nichtchristen zugänglich sind, bietet sich die regelmäßig wiederkehrende Gelegenheit, davon zu reden, was das Christentum ist und warum es gebracht wird, aber daneben wird auch der persönliche zwanglose Verkehr mit den Eingeborenen dazu benutzt. Nicht selten hat schon der Bau von Missionshäusern erste Anknüpfungen vermittelt, die Besuche von Kranken öffnen den Zugang zu den Familien, durch das Schulwesen werden zahllose Beziehungen geschaffen. In Deutsch-Südwest-Afrika reisen die Missionare von Farm zu Farm, um die Eingeborenen am Abend zu versammeln. In Johannisburg werden die Compounds aufgesucht, in Indien ist die Form der Straßenpredigt verbreitet, in Japan haben in den Zeiten, in denen jedermann über das Christentum orientiert werden wollte, auch zahlreiche Vorträge in öffentlichen Versammlungen stattgefunden. Die Mission hat sich also den verschiedenen Verhältnissen angepaßt und ist weit davon entfernt, ihre Werbearbeit in die Schranken der Kultusrede einzuengen.

In bezug auf die Gestaltung des Inhalts der Predigt zeigt die Mission einen sehr bemerkenswerten Fortschritt, und zwar in

doppelter Richtung. Es ist geschichtlich zu verstehen, daß die Predigt anfangs einen ausgesprochen dogmatischen Charakter getragen hat, denn die heimatliche Kirche kannte damals keine andere Form. Aber sie wurde von den nicht-christlichen Hörern nicht verstanden und ließ daher die Herzen kalt. Als die Brüdergemeinde im 18. Jahrhundert diese Beobachtung machte, war sie so einsichtig, aus ihren Erfahrungen zu lernen und fortan das Theoretisch-Lehrhafte bewußt zurückzustellen. Seitdem werden wohl überall die Grundwahrheiten des christlichen Glaubens im engen Anschluß an die Heilige Schrift und unter starker Hervorkehrung ihrer unmittelbar praktischen wertvollen Seite vorgetragen. Für die Gedanken von dem einen Gott und von der Erlösung der Menschheit durch Christus, für das Leben Jesu und für die christliche Zukunftshoffnung ist unter allen Völkern Verständnis gefunden worden. Eine andere aus dem Studium der Missionsberichte in alter und neuer Zeit sich aufdrängende Wahrnehmung ist die, daß die Mission im Laufe der Zeit immer mehr gelernt hat, in dem Leben, Denken und Fühlen der Eingeborenen Anknüpfungspunkte für ihre Predigt zu suchen. Daß sie sich mit dieser Methode auf dem richtigen Wege befindet, ist unmittelbar einleuchtend, denn der Chinese empfindet anders als der afrikanische Neger, und der Prediger in Tokio muß bei seinen Zuhörern mit anderen Vorstellungen rechnen als der Neuendettelsauer Missionar, der in Kaiser-Wilhelmsland von dem Leiden des Herrn erzählt.

Als die germanischen Stämme unter Führung ihrer Könige sich dem Christentum anschlossen, taten sie diesen Schritt gemeinsam, weil die Religion für sie eine Sache des Volkes, nicht des einzelnen war. Dadurch sind ihnen die aufreibenden inneren Kämpfe erspart geblieben, die das Vorhandensein von zwei sich feindlich gegenüberstehenden Religionen innerhalb eines Staatswesens hervorzurufen pflegt, und es ist das Zusammenschmelzen von Christentum und Volkstum in christlicher Sitte erleichtert worden. Aber die Auseinandersetzung zwischen heidnischem und christlichem Geist ist den germanischen Völkern dadurch nicht erspart worden, nur daß sie bei ihnen nicht der Taufe voranging, sondern ihr nachfolgte.

Die evangelische Mission hat bisher selten Gelegenheit gehabt, ihre Fähigkeit zur Lösung der Aufgaben zu erproben, die der Zustrom solcher Massen mit sich bringt, wenn sie auch schon in die Lage gekommen ist, z. B. in Uganda, den Eintritt großer Mengen von Heiden bewältigen zu müssen. Daß die evangelische Mission zunächst auf die Bekehrung Einzelner hinzuarbeiten sucht,

ist nicht nur auf den Einfluß des Pietismus zurückzuführen. Denn es ist protestantische Art, von Anfang an individualisierend vorzugehen und den Religionswechsel als eine persönliche Entscheidung für das Christentum zu behandeln.

Alle Missionsgesellschaften knüpfen die Aufnahme von Heiden in die evangelische Kirche an die Bedingung eines vorausgehenden Unterrichts in den Grundwahrheiten des Christentums; die meisten deutschen Missionsgesellschaften legen den Lutherischen Kleinen Katechismus zugrunde. Die Art und die Dauer dieses Katechumenates ist zu den verschiedenen Zeiten verschieden gewesen und auch in der Zukunft werden, ebenso wie in der katholischen Mission große Abweichungen bestehen bleiben, da die heidnischen Völker nicht gleichartig sind. Dazu kommt, daß das Fehlen einer leitenden Instanz für das gesamte evangelische Missionswesen sich natürlich auch hier geltend macht und die verschiedenen Auffassungen der Taufe nicht ohne Einfluß bleiben können. Die herrschende Praxis geht dahin, daß der Missionar an einem Heiden dann die Taufe vollzieht, wenn dieser das Verlangen danach hat, wenn er ein elementares Verständnis des Christentums besitzt und den Eindruck erweckt, mit Ernst und Aufrichtigkeit die Pflichten eines Christen erfüllen zu wollen. Es liegt nicht nur an der niedrigen sittlichen Entwicklungsstufe vieler heidnischer Völker, sondern es ist in der menschlichen Natur tief begründet, daß bei den Übertritten zum Christentum viel Selbsttäuschungen unterlaufen und auch nicht religiöse Beweggründe, zumeist Hoffnungen auf irgend welche Vorteile, mit hineinspielen werden. Dieser Sachlage trägt die Mission Rechnung, indem sie den Heidenchristen unter strenge Zucht nimmt und die vor der Taufe begonnene Erziehung weiterführt und ausgestaltet.

Die durch die Taufe zum Christentum Übergetretenen werden nicht sich selbst überlassen, sondern in Gemeinden zusammengefaßt, in denen sie Halt und Stütze finden. Diese heidenchristlichen Gemeinden wecken das größte Interesse, denn sie stellen gewissermaßen das Ergebnis der Missionsarbeit dar und sind zugleich der Boden, auf den der weitere Ausbau der Missionskirchen sich stützen soll. Urteile über die heidenchristlichen Gemeinden im allgemeinen wird jeder vermeiden, der sich klar gemacht hat, daß jede einzelne beanspruchen darf, als eine Größe für sich beurteilt zu werden. Denn die Bedingungen, unter denen sie entstehen, sind untereinander grundverschieden, das gilt oft sogar von nahe beieinander liegenden Gemeinden desselben Volkes. Es ist ferner zu beachten, aus welchen

Elementen sie zusammengesetzt sind, wie lange sie bestehen, in welcher Umgebung sie sich befinden, wie der Volkscharakter geartet ist, und welchen Einflüssen von außen sie ausgesetzt sind. Früher war es üblich, die heidenchristlichen Gemeinden stark zu idealisieren, indem man den Übertritt zum Christentum mit Vorstellungen umkleidete, die den tatsächlichen Verhältnissen nicht entsprachen, und infolgedessen das in ihnen herrschende Leben auch nicht so ansah, wie es wirklich war, sondern wie es sein sollte. Die missionarische Berichterstattung ist aber nüchterner und sachlicher geworden und der Fehler der unbewußten Schönfärberei darf als überwunden gelten. Die Schwierigkeit, ein klares Bild von dem religiösen und sittlichen Zustand der Gemeinden zu gewinnen, ist trotzdem noch groß, denn es fehlt dafür ebenso sehr an sicheren Maßstäben, als wenn die Aufgabe gestellt wird, über das religiöse und sittliche Leben heimatlicher Gemeinden ein begründetes Urteil abzugeben. Aber wir dürfen im Blick auf die gesamte evangelische Mission behaupten, daß es ihr in sehr vielen Fällen gelungen ist, Gemeinden heranzubilden, die den christlichen Namen mit Recht tragen. Als Kennzeichen dieses christlichen Charakters sehen wir an: Freiwillige Unterwerfung unter die Kirchenzucht, den Bruch mit heidnischen Sitten und Vergnügungen, Leistungen für Gemeindezwecke, die Bereitwilligkeit, für ihren evangelischen Glauben Opfer zu bringen. Neben diesen tatsächlichen Erweisen christlicher Gesinnung erhalten die mannigfachen Anfänge einer lebendigen und selbständigen Auffassung des Christentums eine Bedeutung, die nicht unterschätzt werden darf, wenn auch andererseits immer zu prüfen ist, in wiefern in einzelnen Redewendungen Worte europäischer Missionare ihr Echo finden. Die heidenchristlichen Gemeinden sind daher vielfach längst nicht mehr nur Summen von einzelnen Getauften, sondern Organismen mit eigenem Leben, die beweisen, daß das Christentum in ihnen und durch sie neuen Gestaltungen entgegenstrebt.

Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hat man sich um die Frage der Weiterentwicklung der heidenchristlichen Gemeinden wenig Sorge gemacht. Durch den Eintritt in den Verband der christlichen Gemeinde waren die christlichen Eingeborenen in den Bereich der Fürsorge der Mission eingerückt, was ihnen an geistiger Leitung notwendig war, wurde ihnen durch die Missionare gewährt, der äußere Unterhalt der Gemeinden wurde durch die Missionsleitung bestritten, sie griff auch helfend ein, wenn die Mitglieder der Gemeinde in Not gerieten und verschaffte ihnen Arbeits-

gelegenheiten. Zugleich wurden die Christen, soweit es sich ermöglichen ließ, an einzelne Orte zusammengezogen und diese Gemeinwesen sozial und wirtschaftlich gegen ihre heidnische Umgebung abgegrenzt, um deren Einflüsse einzuschränken. Diese Praxis gestaltete das Gemeindeleben wesentlich patriarchalisch, da die Eingeborenen als unmündig galten, und stand, wenigstens in der deutschen Mission, unter dem Einfluß des pietistischen Gemeindeideals, das in der Brüdergemeinde feste Formen angenommen hatte. Da das deutsche Landeskirchentum, bis auf wenige Ausnahmen, eine Mitarbeit der Gemeinden an der Verwaltung der Kirche damals nicht kannte, befand sich diese Missionsmethode demnach in innerer Übereinstimmung mit den Anschauungen und den Verhältnissen der heimatlichen Kirche.

Gegenwärtig sind in dem evangelischen Missionsgebiet andere Anschauungen maßgebend. Die schon früher vereinzelt auftretenden Versuche, bewährte und erfahrene Eingeborene als Berater hinzuzuziehen, haben zu der Einführung von Ältestenkollegien geführt, in deren Hand die Verwaltung der Gemeinden gelegt ist. Es ist auch damit begonnen worden, mehrere Gemeinden zu Synoden zusammenzufassen, unter Hinzuziehung von eingeborenen Christen zu deren Tagungen, und die Bildung von noch größeren Verbänden, für die der Name Eingeborenenkirchen zutrifft, ist im Gange. Dieser Ausbau der Verfassung der heidenchristlichen Gemeinden vollzieht sich mit der dem Protestantismus eigentümlichen Freiheit und Regellosigkeit, aber es ist damit eine Entwicklung eingeleitet, die diese Gemeinden befestigen und zugleich selbständiger machen wird.

Starke Anregungen, auf diesem Wege fortzuschreiten, sind von zwei Seiten ausgegangen. Innerhalb der Missionsgesellschaften waren es vor allem die amerikanischen, die für eine Erziehung der Eingeborenen zur Freiheit und Verantwortlichkeit eingetreten sind und ihre Ziele in der Forderung zusammenfaßten, daß die Gemeinden sich selbst unterhalten, sich selbst verwalten und an der Ausbreitung des Christentums mitarbeiten sollen. Wenn auch die Durchführung dieses Programms zum Teil überhastet wurde und die mechanische Übertragung amerikanischer Einrichtungen auf anders geartete Verhältnisse zu Mißerfolgen führte, die nicht zu verwundern waren, so lag doch in diesem Gedanken ein so gesunder Kern, daß ihre energische Vertretung für die gesamte evangelische Mission indirekt ein Gewinn geworden ist. In Deutschland verband sich die theoretische Erörterung der Frage nach der Weiterentwicklung der

heidenchristlichen Gemeinden mit den Verhandlungen über das Problem, ob die Bekehrung Einzelner oder die Christianisierung der Völker als Missionsziel anzustreben ist. Die praktischen Versuche mit der größeren Selbständigmachung der christlichen Eingeborenen haben im allgemeinen gute Ergebnisse gezeitigt. Durch sie ist freilich auch das Verständnis für die große Kompliziertheit der Frage gewachsen und die Notwendigkeit erkannt worden, auf dem Wege pädagogischer Anleitung die Vorbedingungen für die Selbständigmachung der Eingeborenengemeinden zu schaffen. Manche Völker werden allerdings ihrer Veranlagung nach schwerlich jemals die für eine Selbstregierung erforderliche Reife erlangen.

Einen anderen Charakter tragen die aus der Mitte der Eingeborenen heraus vertretenen Forderungen, ihnen kirchliche Selbständigkeit zu gewähren. Auf zahlreichen Missionsgebieten machen sich während des letzten Menschenalters innerhalb der eingeborenen christlichen Bevölkerung Bestrebungen nach nationaler Gestaltung des Christentums geltend. In Süd-Afrika kam die große Bewegung des Äthiopismus auf, ähnliche Erscheinungen traten in Britisch-Indien und in China hervor. In Japan ist das Verlangen nach Nationalisierung des Christentums sogar so stark, daß es auf den Gang der Mission bereits bestimmend eingewirkt hat. Das Ziel dieser Bewegungen ist die Bildung nationaler Eingeborenenkirchen. Da der Protestantismus evangelischen Glauben und Volkstum eng verknüpft, wie das deutsche Landeskirchentum und die Verschmelzung von deutschem und evangelischem Geist beweisen, so handelt die evangelische Mission in voller Übereinstimmung mit Grundgedanken der Reformation, wenn sie diesen Zielen nicht nur wohlwollend gegenübersteht, sondern sich auch selbst dafür einsetzt, daß sie erreicht werden. Soweit es zur Bildung solcher Kirchen gekommen ist, geschah es unter ihrer tatkräftigen Mitwirkung, und auf dem viel besprochenen Edinburger Weltmissionskongreß 1910 waren die christlichen Eingeborenen durch eine ganze Reihe von Abgeordneten vertreten. Wenn nun trotzdem die evangelische Mission zu diesen nationalistischen Bestrebungen eine zurückhaltende Stellung einnimmt, so ist es klar, daß sie nicht aus einer grundsätzlichen Ablehnung hervorgeht. Aber die Art, wie sie praktisch vertreten worden sind, mußte ihre Besorgnis erregen, denn es besteht die große Gefahr, daß die Christengemeinden dazu gemißbraucht werden, um nationalistische Interessen zu fördern. Im Hintergrund steht die Rassenfrage; der Afrikaner wie der Chinese und der Japaner will sich der Leitung und Bevormundung des weißen

Mannes entziehen. Er ist sich nicht nur seiner Verschiedenheit sondern auch seiner Kraft und seiner Eigenart bewußt geworden und hat gelernt, sich dem Weißen ebenbürtig zu fühlen. Diese Selbsteinschätzung ist nicht nur die Frucht aufreizender Agitationen, sondern kann an den angeeigneten Besitz europäischer Kultur anknüpfen und ist in Süd-Afrika zum nicht geringen Teil auf die englische Eingeborenenpolitik zurückzuführen, die zu der verhängnisvollen Bewaffnung der Eingeborenen gegen die Buren in der Zeit des letzten Burenkrieges geführt hat. Die Hineinziehung der farbigen Völker in den gegenwärtigen Krieg durch die Ententemächte wird den Anspruch auf Gleichberechtigung mit der weißen Rasse bei ihnen noch verstärken und daher den Rassengegensatz verschärfen. Die tiefsten Wurzeln dieser Spannung liegen allerdings nicht in solchen politischen Maßnahmen, deren Unzweckmäßigkeit von anderer Seite bestritten werden würde, sondern in der Tatsache, daß sich das National- resp. Rassengefühl bei allen Völkern anderer Erdteile ausbildet, wenn sie mit Europa in engere Beziehungen treten. Darauf wirkt schon der Umstand hin, daß diese Beziehungen ihnen ohne Ausnahme aufgenötigt werden. Dazu kommt, daß der Vergleich mit den Fremden naturgemäß das Auge für die Eigentümlichkeit des eigenen Volkstums weckt. Es ist ferner zu berücksichtigen, daß die Überlegenheit des Fremden den Zusammenschluß des einheimischen Elementes anregt und daß die Fortschritte in der Übernahme und Aneignung des Fremden die Hoffnung wecken, mit ihm den Wettbewerb aufnehmen zu können. In dieser Sachlage ruhen die Keime zu den zahllosen Reibungen und Gegensätzen, die überall entstehen, wo einheimische Rassen und Nationalitäten mit dem Europäertum zusammenstoßen. Die evangelische Mission wird durch dieses Übergreifen des Nationalismus in die Eingeborenengemeinden vor Aufgaben gestellt, die viel Weisheit und Festigkeit erfordern. Infolge ihrer grundsätzlichen Billigung des Gedankens der selbständigen Eingeborenenkirche hat sie mit diesen Bestrebungen mancherlei Berührung, aber es wird ihr auf der anderen Seite erschwert und zum Teil geradezu unmöglich gemacht, der Art, wie sie sich durchzusetzen suchen, zuzustimmen. Die von ihr selbst vertretene Forderung einer schrittweise fortschreitenden Entwicklung, wird jedoch von den vorwärtsdrängenden und reformlustigen Elementen meist nicht verstanden und daher von ihnen als Feindschaft oder Rückständigkeit gedeutet. Wie schwierige Verhältnisse aus dieser Sachlage entstehen können, zeigt auf dem Gebiet des Schulwesens der Fall der Doschischa in Tokio;

die Japaner versuchten, die von der Mission begründete Lehranstalt ihrem Einfluß zu entziehen und haben es auch vorübergehend erreicht. Die Streitigkeiten in der Landfrage in Süd-Afrika zeigen das gleiche Problem in der Form wirtschaftlicher Gegensätze. Die größte mit derartigen Kämpfen verbundene Gefahr besteht für die Mission darin, daß durch sie das Vertrauen der Eingeborenen zu ihr erschüttert wird.

Die Mission als Vermittler von Bildung.

Durch das Medium der Mission wird der nichtchristlichen Welt eine Fülle von Bildungselementen nahe gebracht. Unter den mehr als 20 000 europäischen Männern und Frauen, die im Dienst der Mission stehen, sind alle Nationen und alle Bildungsstufen vertreten, und jeder einzelne trägt, mag er sich dessen bewußt sein oder nicht, ein Stück europäischen Geisteslebens mit sich hinaus. Was auf diesem Wege an europäischem Kulturgut fremden Völkern zugeführt wird, läßt sich nicht abgrenzen und im einzelnen feststellen. Aber schon die Tatsache, daß es tausende von Familien sind, die durch die Mission in überseeische Länder und zwar zu dauerndem Aufenthalt verpflanzt werden, gibt eine Vorstellung davon, daß dadurch Beziehungen angeknüpft werden, die einen weit über das rein missionarische Gebiet hinausgreifenden Einfluß vermitteln. Aber die Mission stellt sich auch direkt in den Dienst der Aufgabe, europäisches Geistesleben Völkern anderer Kulturkreise zuzuführen, indem sie in ihren Veranstaltungen der Schule einen sehr großen Raum zuweist. In dieser Pflege der Schule bewegt sich die Mission auf den Wegen, die Martin Luther der evangelischen Kirche gewiesen hat. Sie mißt ihr ein so großes Gewicht bei, daß das Schulwesen gegenwärtig in dem evangelischen Missionsbetrieb in manchen Ländern im Vordergrund steht und den größten Teil ihrer Kräfte in Anspruch nimmt. Diese Schätzung der Schule ist die Frucht der von der evangelischen Mission gesammelten Erfahrungen und die Folge der neuen Verhältnisse, die sich in zahlreichen Ländern, in denen sie tätig ist, unter dem Einfluß der vordringenden europäischen Kultur ausgebildet haben.

Die Schule ist für die Mission unentbehrlich. Das zeigt die Tatsache, daß alle Missionsgesellschaften auf allen Missionsgebieten sich der Schule widmen und die Zahl ihrer Schulen (39 737) die der Gemeinden (22 900) weit übertrifft. Durch den Schulunterricht treten die Missionare mit der Jugend in dauernde und regelmäßige Be-

ziehungen, lernen die Sprache des Landes, kommen mit den Familien in Berührung und erhalten die Möglichkeit, auf die weitesten Kreise erzieherisch und geistig einzuwirken. Der Zweck der Missionsschule ergibt, daß sie einen christlichen Charakter tragen und daß daher die Einführung in das Christentum im Mittelpunkt des Unterrichts steht, aber daneben werden überall wenigstens die Elemente des Wissens übermittelt: Lesen, Schreiben, Rechnen. Diese Elementarschulen bilden die Grundlage und den Grundstock des missionarischen Schulsystems; es weist aber auch zahlreiche Lehranstalten auf, die eine höhere Bildung vermitteln. Die in den Elementarschulen als begabt und ihrer Persönlichkeit nach als für den Missionsdienst geeignet erkannten Schüler empfangen dann in Mittelschulen, Lehrer- und Predigerseminaren, Industrieschulen eine weitere Ausbildung, je nachdem sie als Evangelisten, Katechisten, Lehrer oder als Prediger verwandt werden sollen. Die Zahl der eingeborenen Katecheten, Lehrer, Evangelisten war im Jahre 1916 61 306, die der eingeborenen ordinierten Pfarrer 5349.

Damit sind die Grundformen für den weiteren Ausbau des Unterrichtswesens gewonnen und die evangelische Mission hat, zumal in den letzten beiden Jahrzehnten, keine Mühe und kein Opfer gescheut, den außerordentlichen und neuen an sie herantretenden Bildungsaufgaben gerecht zu werden. Vor allem in den alten asiatischen Kulturländern Japan, China, Indien und in der Türkei hat sich die Notwendigkeit herausgestellt, auch Hochschulen zu begründen. Sie entsprechen dem in England und Amerika verbreiteten Universitätstypus oder kommen ihm nahe; ihre Zahl betrug 1916 109.

Auf die Schule aber wird die evangelische Mission nicht nur durch ihre eigenen unmittelbaren Bedürfnisse hingewiesen, sondern auch durch die Tatsache, daß die europäische Kultur in alle Länder der Welt stürmisch vordringt und überall geistige Revolutionen hervorruft. Jede Maschine, die aus Europa eingeführt wird und die einheimischen Arbeitsgeräte verdrängt, die einer tiefer stehenden Entwicklungsstufe der Technik und des Wirtschaftslebens entstammen, jeder Handelsartikel, der durch bessere Beschaffenheit und billigeren Preis die Herstellung der Eingeborenenfabrikate einschränkt oder unmöglich macht, jeder Kilometer Eisenbahn, der in das Innere eines Landes sich vorschiebt, jeder Bau eines Europäerhauses, jede Niederlassung von Europäern, die das Bild einer gehobenen Lebenshaltung vor Augen führt, wirkt als Pionier dieser europäischen Kultur. Sie nimmt in ihren Dienst jeden, der mit ihr

in Berührung kommt. Der Ovambo, der für eine Arbeitsperiode von 6 Monaten nach den Diamantenfeldern von Lüderitzbucht zieht, oder der Eingeborene, der sich im Innern Afrikas für die Plantagen in Usambara hat anwerben lassen, der chinesische Kuli, der in St. Franzisko sein Glück zu finden hofft, und der Inder, der die Mittelpunkte des britischen Weltreichs aufsucht, jeder bringt nach seiner Heimat Eindrücke mit, die europäisches Wesen verbreiten. Alle Gelegenheiten, die den Angehörigen fremder Rassen mit dem Europäer in Verbindung bringen, werden zu Brücken für die Ausdehnung der europäischen Kultur, durch zahllose Kanäle dringt sie in die Gewohnheiten des täglichen Lebens ein, in Haus und Familie, in die Arbeit und in den Handel, in Religion und Sitte. In Ländern unter europäischem Kolonialregiment tritt diesen regellosen Einflüssen die starke und tiefgreifende Wirkung zur Seite, die von der staatlichen Verwaltung, von dem Gerichtswesen und dem Militär ausgeht und alle Bevölkerungsschichten durchzieht.

Kein Volk der Erde ist imstande gewesen, diesen Ansturm abzuwehren und sich ihm gegenüber auf die Dauer zu behaupten. Die Widerstandsfähigkeit ist verschieden groß, aber überall führt dieser Prozeß zu großen Erschütterungen und Umwälzungen des Bestehenden, die den Übergang zu einem großen Aufschwung bilden aber auch zum Unheil ausschlagen können. In dem breiten Strom dieser Entwicklung bildet die Wirkung der europäischen Kultur auf das Geistesleben der fremden Völker nur einen Ausschnitt, aber sie ist, wie sich von selbst versteht, von besonderer Wichtigkeit. Da es sich hier um Verhältnisse handelt, die für das wirtschaftliche Leben keine unmittelbare Bedeutung haben, finden sie im allgemeinen nicht das ihnen gebührende Interesse. Die Kolonialregierungen können zwar nicht ganz an ihnen vorübergehen, aber auch für sie pflegen sie hinter den Größen, über die in der Ein- und Ausfuhrstatistik Auskunft gegeben wird, weit zurückzustehen. Daraus erklärt es sich, daß den christlichen Missionen in vielen Ländern in sehr großem Umfang, in manchen fast ausschließlich die Aufgabe überlassen wird, sich der Eingeborenen in der kritischen Lage anzunehmen, in die sie durch das Vordringen der europäischen Kultur gebracht werden.

Die europäische Kultur erzeugt überall, wohin sie dringt, das Streben nach Bildung und daher das Verlangen nach Schulen. Die Geschichte der Entstehung des modernen Japan ist eine Geschichte seines Bildungswesens, China folgt ihm auf diesem Wege, in Indien finden wir ein hochentwickeltes Schulsystem.

Unter primitiven Völkern machen wir die gleiche Beobachtung, nur daß hier der Prozeß in der Regel langsamer verläuft. Wenn die evangelische Mission auf einem neuen Arbeitsgebiet unter einem kulturarmen Volk mit Schulunterricht beginnt, pflegt sie in der ersten Zeit auf große Gleichgültigkeit und mehr oder weniger starken Widerstand der Eingeborenen zu stoßen. Sie verstehen nicht, weshalb sie die Mühe des Lernens von Dingen, die ihnen wertlos erscheinen, auf sich nehmen sollen und bedürfen daher anfangs nicht selten kleiner Anreizungsmittel, um die Abneigung gegen die Schule zu überwinden. Sobald sie aber begreifen, daß die in ihr gelehrten Fertigkeiten Nutzen bringen und aussichtsvolle Erwerbsmöglichkeiten erschließen, ändert sich das Bild mit einem Schlage und das Verlangen nach Unterricht äußert sich in oft geradezu überraschender Stärke. Das haben wir beispielsweise in Kamerun erlebt, aber auch in Teilen von Deutsch-Ost-Afrika.

Mit diesem durch die europäische Kultur geweckten Bildungsstreben der Eingeborenen hat die Mission als mit einer feststehenden Tatsache zu rechnen und stellt sich daher auf den Boden dieser Sachlage. Eine höchst unerfreuliche Begleiterscheinung dieser geistigen Umwandlung ist die Halbbildung; sie macht der Mission viel zu schaffen. Ihr Aufkommen ist freilich nicht rätselhaft, denn sie ist das Produkt einer Übergangszeit, in der die höhere fremde Kultur mit der niedrigern einheimischen ringt. Es ist auch nicht von der Hand zu weisen, daß die europäische Schule als Hauptträger der europäischen Kultur mit dazu beiträgt, sie hervorzubringen. Aber das ist eine Nebenwirkung ihrer großen Leistungen, die zwar beklagenswert ist, aber als unvermeidlich in Kauf genommen werden muß und mit der weiteren Ausdehnung eines geordneten Schulbetriebes eingeschränkt wird. Unsere deutschen evangelischen Missionen versuchen, der Gefahr, daß durch Schulunterricht ein Dünkel erzeugt wird, der die Handarbeit als etwas Minderwertiges betrachtet, in unseren Kolonien dadurch zu begegnen, daß sie daneben zur Arbeit erziehen und wo es angängig ist, die körperliche Arbeit der Zöglinge in den Unterrichtsbetrieb selbst einzureihen. Daneben bemüht sie sich, der Halbbildung dadurch vorzubeugen, daß sie darauf hinwirkt, daß der in die Schule eintretende Eingeborene den vollständigen Lehrgang durchläuft und dadurch in den Besitz einer abgeschlossenen Bildung gelangt. Da in unseren Kolonien ein staatlicher Schulzwang nicht besteht, steht der Mission für die Durchsetzung dieser Grundsätze nur die moralische Autorität zur Verfügung, die sie über

die Eingeborenen besitzt. Es war eine wesentliche Unterstützung in diesen Bemühungen, als die Kolonialregierung in Kamerun verfügte, daß ein einmal begonnener Schulbesuch fortgesetzt werden müßte. Bei dieser Sachlage kann die Mission es mit Gleichmut ertragen, wenn ihr von unkundiger Seite zur Last gelegt wird, was nicht die Frucht ihrer Arbeit, sondern ein Symptom des durch die Einwirkung der europäischen Kultur hervorgerufenen großen Gärungsprozesses ist. Da die Vorstellungswelt der Eingeborenen unter diesen Einflüssen sich in ein geistiges Chaos aufzulösen droht, ist es eine große Leistung der Missionsschule, wenn es ihr gelingt, der heranwachsenden Generation ein geordnetes Wissen zuzuführen und sie an Zucht zu gewöhnen. Sie steigert den Wert dieser Arbeit, indem sie entsprechend ihrem Grundcharakter diese Erziehung auf ausgesprochen christlicher Grundlage aufbaut.

Es ist eine merkwürdige und für das enge Verhältnis zwischen Protestantismus und Kultur bezeichnende Tatsache, daß die evangelische Mission, obwohl ihr eine Oberleitung fehlt, wie nach einem einheitlichen Plan jede sich darbietende Gelegenheit zu Schulgründungen benutzt hat. Diese Entwicklung kommt in der Schulstatistik zum Ausdruck, der zwar zu jeder Zeit mancherlei Mängel anhaften, so daß die einzelnen Zahlen nicht zu pressen sind, die aber doch ein annäherndes zutreffendes Bild entwirft und auf viele wichtige Beziehungen der Mission ein Licht wirft. Wir dürfen aber hier nicht auf Einzelheiten eingehen und bemerken nur andeutungsweise, daß z. B. das Verhältnis von Mission in Kultur in der aufsteigenden Zahl der Industrieschulen (1916: 209 Schulen mit 10 125 Schülern) sich widerspiegelt, daß für die Frage der Heranziehung der Eingeborenen zur missionarischen Mitarbeit hier wertvolles Material dargeboten wird (1916: 646 Prediger- und Lehrerseminare mit 18 098 Zöglingen), daß durch sie auch die fortschreitende Spezialisierung des Unterrichtsbetriebes anschaulich wird. So konnte die beachtenswerte Feststellung gemacht werden, daß die evangelische Mission jetzt 376 Kindergärten mit 12 596 Schülern unterhält. Fassen wir unter dem Sammelwort Schule alle von der Mission zu Unterrichtszwecken unterhaltenen Anstalten zusammen, von der einfachsten Elementarschule, die oft in den denkbar einfachsten Räumen lernbegierige Eingeborene versammelt bis hinauf zu den großen hochschulartigen Instituten, so stehen wir vor einer Zahlenreihe, die eine überraschend starke Steigung aufweist. Es bestanden im Jahre 1845: 2609 Schulen mit 119 174 Schülern, 1889: 12 960 Schulen

mit 728 221 Schülern, 1910: 31 257 Schulen mit 1 349 907 Schülern, 1916: 39 797 Schulen mit 1 973 816 Schülern. Der große Aufschwung des evangelischen Missionswesens in den letzten Jahren tritt in diesen Ziffern klar hervor. Es ist sehr interessant, zu verfolgen, wie die Entwicklung in einzelnen Erdteilen und Ländern sich gestaltet hat. Afrika war noch im Jahre 1845 der unbekannteste Erdteil; damals bestanden dort 215 Schulen mit 19 378 Schülern. Zwei Menschenalter später wurden hier 12 993 Schulen mit 724 720 Schülern gezählt; dazwischen liegt die Erschließung Afrikas für europäische Kolonisation. Die Geschichte Chinas in dem gleichen Zeitraum wird lebendig, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß es 1845 dort noch keine Schulen der evangelischen Mission geben konnte, aber 1890: 553 Schulen mit 15 745 Schülern bestanden und 1916, d. h. nach dem Zusammenbruch des alten China, 5119 Schulen mit 158 336 Schülern. Eine ähnliche Entwicklung zeigt Japan, das sich 1845 noch in dem Zustand völliger Abgeschlossenheit befand, aber 1890: 83 Schulen mit 9042 Schülern besaß und 1916: 809 Schulen mit 29 465 Schülern. Daß die Zahlen hier nicht höher hinaufgeschnellt sind, liegt zum Teil an der inzwischen erfolgten großen Ausgestaltung des staatlichen Schulsystems. Vergleichsweise weisen wir noch auf die ebenfalls sehr bedeutsamen Veränderungen in Niederländisch-Indien hin, wo 1845: 63 Schulen mit 5022 Schülern von der Mission unterhalten wurden, 1890 aber 238 Schulen mit 11 217 Schülern und 1916 sogar 978 Schulen mit 73 132 Schülern.

In der großen Auseinandersetzung zwischen den Kulturen der Gegenwart liegt die Führung in der Hand Europas, weil es die Kultur besitzt, die allen vorhandenen Kräften freien Spielraum gewährt und sie aufs höchste anspannt und zugleich diesem rastlosen Vorwärtsstreben hohe ideale Ziele steckt. Wenn von Ausbreitung europäischer Kultur geredet wird, pflegt in erster Linie auf die Ausfuhr unserer Industrieprodukte hingewiesen zu werden, deren Steigerung durch die Handelsstatistik festgestellt wird. Was Europa an geistigen Werten hinausträgt, ist dagegen nicht durch Zahlen festzustellen und ist unmeßbar. Doch wir dürfen behaupten, daß *die christliche Mission*, indem sie mit ihren Schulen die Erde zu umspannen unternimmt und Millionen von Menschen das Verständnis für europäische Kultur übermittelt, *ein Mitarbeiter an der Kultivierung der Welt geworden ist*. Diese bedeutsame Wirkung der missionarischen Schultätigkeit liegt allerdings

über den von ihr selbst damit verfolgten Zweck hinaus. Denn sie will durch sie das geistige Leben der nichtchristlichen Völker aus der Starrheit und Stumpfheit herausreißen, die sich mit niedern Kulturen verbindet, um dadurch unerläßliche Vorbedingungen für die Annahme des Christentums zu gewinnen, und sie ist auf dem besten Wege, dieses Ziel zu erreichen, wo es noch nicht geschehen ist.

Als religiöser Erzieher wirkt die evangelische Mission bewußt und planmäßig auch durch literarische Mittel. Sie legt großes Gewicht darauf, daß die zum Christentum übergetretenen Völker in die Lage versetzt werden, in ihrer eigenen Sprache das Beste zu lesen, was die Welt hervorgebracht hat. Vor allem bemüht sie sich, Luthers Gedanken zu verwirklichen, daß jedem Christen die Bibel zugänglich gemacht werden soll. Es ist bekannt, welche Schwierigkeiten Luther zu überwinden hatte, um bei seiner Übersetzung sinngemäße deutsche Redewendungen zu finden und sich klar und verständlich auszudrücken. Diese Nöte sind jedem die Bibel übersetzenden Missionar wohl bekannt und von ihm nacherlebt worden, nur daß sie in vielen Fällen noch größer gewesen sein werden, weil die deutsche Sprache reicher ist als viele außereuropäische Sprachen, und außerdem nicht selten der Ausdruck für neue Begriffe gesucht werden mußte. Das Vorhandensein von etwa 480 Bibelübersetzungen zeigt, mit welcher Energie das gesteckte Ziel erstrebt wird, und in rastlos fortschreitenden Revisionen wird daran gearbeitet, sie zu verbessern. Die Bedürfnisse der Schule führen zur Abfassung von Lehrbüchern aller Art und aller Stufen, für gottesdienstliche Zwecke werden Gesangbücher gedruckt, der Bildung und Unterhaltung dienen zahllose Einzelschriften und Zeitschriften. Wir stehen hier vor einer Literatur von so gewaltigen Dimensionen, daß sie sich nicht mehr überschauen läßt. In Britisch-Indien allein bestehen 64 Missionsbuchdruckereien und an Missionsblättern erscheinen hier neben 74 in englischer Sprache 64 in den Sprachen eingeborener Völker.

In zahlreichen Fällen hat die evangelische Mission literaturlosen Völkern eine Schriftsprache gebracht und sie damit auf eine höhere Stufe geistigen Daseins emporgehoben. Überall aber, wohin sie kommt, ist sie ein Vorkämpfer geistigen Fortschrittes, indem sie dem gedruckten Wort die größtmögliche Verbreitung gibt und für die Verbindung von Christentum und Bildung eintritt.

Die Begründung einer christlichen Gesellschaft.

Zwischen der Gesellschaftsordnung eines Volkes und seiner Religion bestehen enge Zusammenhänge. Denn jede Religion wirkt auf die Gestaltung des öffentlichen Lebens ein und übt auf die Stellung der Familie wie auf die Regelung der Beziehungen zwischen den einzelnen Volksgenossen einen erheblichen Einfluß aus. Die Reformation hat eine neue Auffassung vom Wesen des Staates begründet, das allgemeine Geistesleben ist durch sie in neue Bahnen gelenkt worden, auch die Stellung zur Welt wurde eine andere. Das zeigt die Geschichte der europäischen Völker, die in ihrer Mehrheit dem protestantischen Bekenntnis angehören. Ganz ebenso hat China von der Ethik des Confuzius sein eigenartiges Gepräge empfangen, wie das Leben Indiens nur von dem Hinduismus aus zu begreifen ist. Bei allen dem Animismus ergebenen Völkern sehen wir die Vorstellungen von dem Eingreifen der Geisterwelt in die Geschicke der Menschen das gesamte Leben durchziehen, und der Islam beherrscht die ihm ergebenen Millionenmassen nicht nur durch seine religiösen Vorschriften, sondern auch, und zwar vor allem, durch die mit seinem Geist erfüllten Rechtsordnungen. Daher ist der Übertritt eines Volkes zum Christentum, wenn es ein mit Bewußtsein vollzogener Religionswechsel ist, ein für sein ganzes Dasein epochemachendes Ereignis, so daß für alle seine Lebensverhältnisse eine neue Periode beginnt. Es ist eine der größten, aber auch der schwierigsten Aufgaben der christlichen Mission, in dieser Lage Rater und Führer zu werden.

In der Frage nach dem Verhältnis von Christentum und einheimischem Volkstum, die uns in allen Zweigen und Formen der Mission begegnet, nimmt die evangelische Mission eine grundsätzlich klare und bestimmte Stellung ein. Sie erblickt in dem Volkstum, das sie vorfindet, die natürliche Grundlage ihrer Arbeit und wünscht, es zu erhalten. Der völkische Zusammenhang wird von ihr als eine bedeutsame Stütze ihrer Bestrebungen betrachtet, denn er ermöglicht ihr, den Geist des Christentums allen Schichten der Bevölkerung und allen Formen des sozialen Lebens zuzuführen. Manche Ziele, wie z. B. die allmähliche Christianisierung der Sitte und des Rechts sind überhaupt nur zu erreichen, wenn und soweit noch völkische Verbände vorhanden sind. Daher zeigt die evangelische Mission überall ein großes Interesse daran, das Volkstum als solches zu erhalten und zu pflegen. Daraus erwächst

ihr die Aufgabe, sowohl den von der europäischen Kultur ausgehenden Wirkungen entgegenzutreten, die es ernstlich zu gefährden geeignet sind, als auch energisch auf die innere Festigung des Volkstums hinzuarbeiten. In manchen Ländern werden diese Bestrebungen dadurch gefördert, daß die gleichen Ziele auch von anderer Seite aus verfolgt werden. Indem z. B. die deutsche Kolonialregierung die Rechtsprechung für Eingeborene nach Eingeborenenrecht stattfinden läßt, gewährt sie dem eingeborenen Volkstum eine nicht zu unterschätzende Stütze. Nur beiläufig bemerken wir, daß der Begriff des Volkstums nicht überall leicht festzustellen ist, da es in manchen Ländern nicht mehr in klarer und abgegrenzter Schärfe vorliegt. Was dieses Interesse der evangelischen Mission an der Erhaltung des Volkstums dort, wo es stark gefährdet ist, bedeuten kann, zeigt das Beispiel der Rheinischen Mission in Deutsch-Südwest-Afrika, wo die Herero und Nama ihre Nationalität nur dadurch behaupten, daß die Mission den Untergang ihrer Sprache durch unermüdliche Pflege verhindert.

Die Hochschätzung des einheimischen Volkstums wurde für die evangelische Mission der Anlaß, sich mit ihm eingehend zu beschäftigen. In den alten Missionsberichten stoßen wir auf vielerlei ethnologische Beobachtungen, die zu Geschichtsquellen für die Zustände vor dem Eindringen europäischer Kultur geworden sind und dadurch einen Wert erlangt haben, an den zur Zeit ihrer Niederschrift niemand gedacht hat. An die Stelle dieser gelegentlichen Mitteilungen, die wesentlich davon abhingen, ob die einzelnen Missionare nach Seiten der Volkskunde Interesse hatten oder ihre Wahrnehmungen für genügend wichtig erachteten, um sie zu veröffentlichen, ist neuerdings mehr und mehr eine planmäßige Aufarbeitung der Probleme der Völkerkunde getreten, soweit sie in den Kreis der Missionsaufgaben fallen. Seit erkannt worden ist, daß ein starkes und gesundes Volkstum für die Aufnahme und innere Aneignung des Christentums die günstigsten Vorbedingungen schafft, hat das Studium der Eigenart der fremden Völker, unter denen die Mission sich niederläßt, den Charakter einer unentbehrlichen Vorarbeit erhalten. Indem die evangelische Mission sich dabei der Methoden der Spezialwissenschaften bedient, die dabei in Frage kommen — da sie erst von der Mitte des 19. Jahrhunderts an sich herausgebildet haben, war die Mission früher nicht in der Lage, sie sich zum Vorbild zu nehmen — ist es ihr gelungen, in den verschiedenen Zweigen der Völkerkunde Erhebliches zu leisten. Es liegt in der Natur der Sache,

daß die praktischen Bedürfnisse der Missionsarbeit in allererster Linie auf die Erforschung der Sprachen der Eingeborenen hinwiesen. Auf diesem Forschungsgebiet sind in den letzten Jahrzehnten außerordentliche Fortschritte zu verzeichnen, an denen evangelische Missionare einen starken Anteil gehabt haben. Wir verdanken ihnen aber auch zahlreiche wertvolle Arbeiten über das wirtschaftliche und das geistige Leben, über die Gesellschaftsordnung und über das Rechtswesen der Völker, unter denen sie zu wirken begonnen hat. Besondere Aufmerksamkeit hat sie der Religionsgeschichte zugewandt und bemüht sich, in das Seelenleben der Eingeborenen einzudringen durch Vertiefung in vorhandene Literaturen, wie in China und Indien, wie durch die Sammlung von Sprichwörtern, Märchen, Sagen und Liedern. Zu nahen Beziehungen zur Erdkunde ist die Mission schon früher gelangt, da die Entdeckungsreisen ihr die Wege wiesen. In der Geschichte der Erforschung einzelner Teile Afrikas begegnet uns der Name manches Missionars; die überragendste Bedeutung erlangte Livingstone. Das Interesse der evangelischen Mission Deutschlands hat sich besonders den in unseren Kolonien lebenden eingeborenen Völkern zugewandt. Es hängt das damit zusammen, daß die dadurch erschlossenen Gebiete die Hauptkraft des deutschen Protestantismus, soweit er sich in den letzten drei Jahrzehnten neue Arbeitsfelder suchte, in Anspruch genommen haben und gleichzeitig der wissenschaftliche Geist unter den deutschen Missionaren einen starken Aufschwung erfahren hat.

Eine der wichtigsten Errungenschaften des Pietismus war die Zurückeroberung des reformatorischen Gedankens, daß das Christsein eine Angelegenheit der einzelnen Persönlichkeit ist. Indem er ihn auf die Heidenmission übertrug, gelangte er dazu, als deren Ziel die Bekehrung einzelner Heiden zum Christentum hinzustellen. Es mag hier dahingestellt bleiben, wie weit er sich dabei in bewußtem Gegensatz zu der damals herrschenden Missionsmethode befunden hat. Jedenfalls liegt die Tatsache vor, daß er sich damit für eine Missionsmethode entschied, die sowohl von der der katholischen Kirche abwich, als auch von der Praxis der holländischen Staatskirche, die beide darin übereinstimmten, daß sie sich damit begnügten, große Massen von Menschen der christlichen Kirche zuzuführen. Der Grundsatz, auf Einzelbekehrungen hinzuarbeiten, hat dann weit bis in das 19. Jahrhundert hinein einen bestimmenden Einfluß auf die deutsche Mission ausgeübt. Die nachteiligen Wirkungen seiner einseitigen Vertretung sind nicht ausge-

blieben. Aber indem wir sie zugeben, haben wir die Pflicht, zugleich darauf hinzuweisen, daß schon die herrnhutische Mission des 18. Jahrhunderts mancherlei Einrichtungen und Formen der Missionsarbeit aufweist, die über eine lediglich auf Einzelbekehrung abzielende Missionsmethode weit hinausstreben. Denn ihre Bemühungen um Zivilisierung der Eingeborenen, um Hebung ihrer wirtschaftlichen Lage, um die Herstellung von Gemeinwesen, in deren Grenzen auch das bürgerliche Leben den Forderungen des Christentums unterstellt wurde, sind nichts anderes als Ansätze zur Volkschristianisierung, wenn auch dieser Ausdruck dafür nicht gebraucht wurde. Die Gerechtigkeit verlangt auch hervorzuheben, daß sowohl die Brüdergemeinde als auch die Dänisch-Hallesche Mission auf ihren Arbeitsfeldern Verhältnisse der eingeborenen Bevölkerung antrafen, die ein anderes als das tatsächlich eingeschlagene Verfahren kaum ermöglicht haben würden, denn die Eingeborenen dieser Länder befanden sich teils im Zustand der Unfreiheit, teils lebten sie zerstreut. Aber es war doch ein Fortschritt, als der Gedanke der Volkschristianisierung klar erfaßt und als Arbeitsziel erkannt wurde. Denn es rückte damit die Aufgabe, das Christentum nach allen Richtungen und auf allen Lebensgebieten zur Geltung zu bringen, alle Gesellschaftsformen mit seinem Geist zu durchdringen und ihm damit eine über das religiöse Leben des Einzelnen hinausragende Bedeutung zu erringen, also die Seele des Volkes und das Volk als Ganzes zu christianisieren, in den Vordergrund und wurde nicht mehr nur gelegentlich oder als eine bloße Folgerung in das Missionsprogramm aufgenommen. Die Volkschristianisierung wurde ein Hauptziel der Mission. So ist sie in der Tat einzuschätzen. Denn wo immer sie erreicht und voll durchgeführt wird, da ist für diesen bestimmten Bezirk das Größte erreicht, was das missionierende Christentum erstreben kann: Herstellung einer christlichen Gesellschaftsordnung, die einen Kreis von Menschen umschließt, die sich zum Christentum bekennen und für alle Seiten und Formen des Gesellschaftslebens die Maßstäbe des Christentums anerkennen.

Die Christianisierung eines auf heidnischem Boden erwachsenen Volkstums ist ein langsam fortschreitender Prozeß, auf den die evangelische Mission in doppelter Weise einwirkt. Einerseits hat sie das vorgefundene Volkstum daraufhin einer kritischen Prüfung zu unterziehen, inwieweit es in eine christliche Gemeinde übernommen werden kann, andererseits versucht sie, durch die Einführung christ-

licher Gedanken und neuer Lebensordnungen seinen inneren Gehalt zu heben.

Die an erster Stelle genannte Aufgabe stellt die Mission nicht selten vor höchst verwickelte Entscheidungen. Es gibt zwar viele Stücke des Volkslebens, von denen ohne weiteres zu sagen ist, daß sie mit dem Christentum schlechthin unvereinbar sind. Sitten, die direkt heidnischem Götterglauben entsprungen sind und ihn stützen, wie z. B. heidnische Feste, können nicht geduldet werden und es ist daher von eingeborenen Christen zu fordern, daß sie sich von ihnen lossagen. In Ländern unter europäischen Kolonialregierungen werden manche unter diese Rubrik fallende Handlungen gesetzlich unter Strafe gestellt, weil sie in so scharfem Widerspruch zu den sittlichen Anschauungen der europäischen Völker stehen, daß sie nicht geduldet werden können; ihre Bekämpfung und allmähliche Ausrottung geschieht demnach durch die bürgerliche Obrigkeit. Daher wird in Deutsch-Ostafrika gegen die Sitte, Zwillinge zu töten, eingeschritten und in Britisch-Indien gegen die durch das Herkommen geheiligte Gewohnheit, die Witwen zu verbrennen. In diesen und ähnlichen Fällen unterliegt es für die Mission keinem Zweifel, daß sie ihren gesamten geistigen und erzieherischen Einfluß aufzubieten hat, um an der Abstellung solcher Mißstände mitzuwirken. Dagegen gibt es sehr viele Sitten und Gebräuche, von denen es fraglich ist, wie stark in ihnen das heidnische Element ist und ob sie einer religiösen Neutralisierung fähig sind. Dieselben Sitten üben unter verschiedenen Verhältnissen auch eine verschiedene Wirkung aus und der Grad ihrer inneren Verflechtung mit heidnischem Wesen verlangt eine immer erneute Nachprüfung. Wenn die evangelische Mission gegen den Fortbestand des einheimischen Volkstums gleichgültig wäre, hätte sie einen leichteren Stand und könnte in Zweifelsfällen kurzer Hand ihre disziplinaren Maßregeln danach treffen. Da sie aber das Volkstum grundsätzlich schonen will und daneben auch von pädagogischen Grundsätzen geleitet ist, ist die Entscheidung über den einzuschlagenden Weg oft sehr schwierig. Daraus erklärt sich die abweichende Praxis der einzelnen Missionsgesellschaften. So wird die Morgengabe bei Eheschließungen in Deutsch-Ostafrika geduldet, in Süd-Afrika zum Teil streng untersagt. Die Beschneidung von Christen wird in Deutsch-Ostafrika von einzelnen Gesellschaften bei Beobachtung gewisser Vorschriften gestattet, von einer dagegen sogar mit dem Ausschluß der Eltern aus der Christengemeinde bedroht. Eine berühmte Streitfrage ist die Behandlung der Kaste in Indien. Von

manchen Seiten wird sie als eine Einrichtung des bürgerlichen Lebens hingenommen und daher ihre Beobachtung anerkannt, wobei allerdings die Erwartung besteht, daß ihr allmählich durch die Verbreitung des christlichen Geistes der Boden entzogen werden wird, während sie von anderer Seite als eine so tief greifende Verletzung christlicher Gesinnung beurteilt wird, daß der Bruch mit der Kaste und das Aufgeben der mit ihr verbundenen Gebräuche zur Bedingung für die christliche Taufe gemacht wird. Selbst die Behandlung der Vielehe bereitet große Schwierigkeiten. Zwar gilt es als selbstverständlich, daß kein verheirateter Christ eine zweite Frau nehmen darf, aber die Frage, wie Polygamisten, die Christen werden wollen, zu behandeln sind, hat keine einheitliche Regelung gefunden und schon schwere Gewissenskonflikte geschaffen.

Aber wie auch immer die Grenzen abgesteckt werden mögen, bis zu denen Toleranz geübt werden kann, die Hauptsache bleiben immer die von dem Christentum in das fremde Volkstum überströmenden neuen Kräfte. Eine gewaltige Wirkung geht zunächst von dem mit dem Christentum eng verknüpften Gedanken der Einzelpersönlichkeit aus. Er ist den meisten Völkern fremd, denn für sie ist der Einzelne nur Glied seiner Familie, seines Stammes, seines Volkes und hat keine freie Verfügung über sich selbst. Erst seitdem Europa von der Sklaverei sich losgesagt hat, ist es der evangelischen Mission möglich geworden, für das Recht der einzelnen Persönlichkeit auf dem Missionsgebiet einzutreten, denn in den zahllosen Sklavenverhältnissen stand bis zu diesem Zeitpunkt die tatsächliche Verletzung dieses Rechtes vor aller Augen. Auf die Religionsverhältnisse angewandt, spricht dieses Recht jedem einzelnen Mann und jeder einzelnen Frau die Befugnis zu, nach eigenem Ermessen den christlichen Glauben anzunehmen. Es ist nur eine Folgerung daraus, wenn damit zugleich für den Eingeborenen die Freiheit gefordert wird, die Schritte zu unternehmen, die einen solchen Übertritt vorbereiten, also z. B. den Taufunterricht zu besuchen, und die aus dem vollzogenen Religionswechsel sich ergebenden Folgerungen zu ziehen, also z. B. sich von heidnischen Kulthandlungen fern zu halten und christliche Gottesdienste zu besuchen sowie den Anweisungen von Missionaren zu unterwerfen, die sich auf die Durchführung des christlichen Glaubens in der Lebensweise erstrecken. Dadurch aber wird der Einzelne von seiner Familie und von seinem Stamm unabhängig, und es tritt, wenn zahlreiche Personen sich so entscheiden, notwendig eine Lockerung dieser durch zahllose religiöse Beziehungen

mit dem Heidentum eng verflochtenen Organisationen ein. Da Angehörigen jedes Volkes und jeder Rasse dieses Recht der religiösen Selbstbestimmung zugesprochen wird, war es nur konsequent, die Lehre Luthers von dem Priestertum aller Christen auch hier zur Anwendung zu bringen. Jene Heranziehung der eingeborenen Christen zur Mitarbeit an der Gemeindeleitung ist daher nicht nur durch Zweckmäßigkeitserwägungen herbeigeführt worden, sondern ergab sich auch folgerecht aus den Grundanschauungen des reformatorischen Christentums. Es ist deshalb auch keine zufällige Erscheinung, daß die evangelische Mission in größerem Umfange als die katholische die eingeborenen Christen zu ihrem Dienst herangezogen hat.

In dem Gedanken der christlichen Familie wird der heidnischen Welt ein Ideal bekannt, dem sie nirgends etwas ebenbürtiges entgegenzustellen weiß, wenn auch heidnische Ehen zuweilen freundliche Züge aufweisen. Die Christianisierung der Familie ist daher eins der Hauptziele der christlichen Mission, obwohl nicht in Abrede gestellt werden soll, daß die Zustände, die sie vorfindet, unter sittlichem Gesichtspunkte große Abstufungen zeigen. Das Problem der sittlichen Hebung der Familie gliedert sich für die praktische Arbeit in zahlreiche einzelne Fragen, die aber schließlich in der Aufgabe zusammenlaufen, die Einschätzung der Frau von Grund aus umzugestalten. Die Frau befindet sich mit seltenen Ausnahmen bei allen nichtchristlichen Völkern in einer unwürdigen und beklagenswerten Lage, die in tief eingewurzelter Nichtachtung des weiblichen Geschlechtes begründet ist. Dieses Urteil liegt den Rechtsordnungen zu Grunde, durch die die Frau in ihrer Freiheit beschränkt und auf einer niedrigen Stufe festgehalten wird, und bestimmt das Herkommen, das ihrem Leben weitere beengende Schranken zieht. Unter den primitiven Völkern kommt noch hinzu, daß nicht selten die Frau alle Arbeit leisten muß, ihre Abhängigkeit also auch einen festen Platz in dem Wirtschaftssystem hat. Es ist eine selbstverständliche Folgerung dieser Vergewaltigung, daß die seelische Entwicklung der Frau darunter leidet und daß sie weder ihrem Mann noch ihren Kindern das sein kann, wozu sie ihrer Anlage nach berufen ist. In niederen Kreisen oft wie eine Sklavin behandelt, in höheren in einem Zustand der Abgeschlossenheit gegen die Außenwelt gehalten, ist sie zu einem Leben verurteilt, das höherer Ziele entbehrt. Das für die Frauenfrage unter den nichtchristlichen Völkern erwachte Interesse hat zu zahlreichen wertvollen Ermittelungen über die in den einzelnen Ländern herrschenden Verhältnisse geführt, deren Folge ein großer Aufschwung der Frauen-

mission gewesen ist. In diesem Ringen des Christentums, dem Volkstum in der christlichen Familie die ihm unentbehrliche Grundlage zu geben, steht der Kampf für die Frau im Mittelpunkt.

Es ist angebracht, sich der Grenzen bewußt zu bleiben, die der christlichen Mission auf diesem Gebiet gezogen sind. Die größten Hindernisse, die der Verbesserung der Stellung der Frau im Wege stehen, sind rechtlicher Natur, mag es sich um geschriebene oder nur um mündlich überlieferte Ordnungen handeln. Sie abzuändern, liegt außerhalb ihrer Macht. In den Kolonialreichen europäischer Mächte liegen zwar mancherlei Anfänge und Ansätze dafür vor, die Rechtsstellung der Frau günstiger zu gestalten, so beispielsweise in einigen deutschen Schutzgebieten, aber alle Kolonialregierungen beobachten gegenüber dem Familien- und dem Eherecht der Eingeborenen aus politischen Gründen eine große Zurückhaltung. Doch geht von der kolonialen Entwicklung insgesamt insofern ein wohltätiger Einfluß aus, als sie die Männerwelt zur Arbeit heranzieht und die von ihr hervorgerufenen Veränderungen in dem Leben der Eingeborenen auch die Rechtsverhältnisse der Familie nicht unberührt lassen. Der evangelischen Mission steht also allein der Weg der moralischen Einwirkung offen. Indem sie die Monogamie fordert und die Polygamie als mit dem Christentum im Widerspruch stehend bekämpft, sucht sie das Übel an der Wurzel zu treffen. Außerdem wird von ihr in den meisten Ländern dem weiblichen Geschlecht durch die Errichtung von Mädchenschulen Gelegenheit geboten, sich ein, wenn auch bescheidenes Maß von Bildung zu erwerben. Wo besondere Notstände in einzelnen Gebieten vorlagen, wie das Aussetzen von Mädchen in China, und die Unsitte der Witwenverbrennung in Indien, hat sie an ihrer Bekämpfung durch Errichtung von Findelhäusern und Witwenheimen teilgenommen. Wenn die evangelische Mission sich darum bemüht, Verständnis für das Ideal einer christlichen Familie zu wecken, wird sie durch die Missionarsfrau kräftig unterstützt. Aus der Verehelichung der Missionare können für den Missionsbetrieb allerdings unter Umständen Nachteile erwachsen, aber sie stehen in gar keinem Verhältnis zu dem reichen Segen, der allenthalben von ihr ausgeht. Das christliche Haus, die in ihm geleistete Arbeit, die Erziehung der Kinder sind ein Vorbild, das an erziehlicher Bedeutung durch nichts anderes ersetzt werden kann. Das in diesem Hause sich abspielende Familienleben mit seinen Freuden und Nöten wird von der christlichen wie von der heidnischen Umgebung aufs schärfste beobachtet und kri-

risiert, aber auch als etwas höheres empfunden und daher nachgeahmt. Durch zahlreiche Zeugnisse ist festgestellt, daß von dem Anblick einer christlichen Ehe eine große Werbekraft ausgeht. Die große Bedeutung des deutschen evangelischen Pfarrhauses für das nationale und geistige Leben Deutschlands ist längst erwiesen, es hat sich als eine Pflegestätte höchsten Strebens und wahrhaft idealer Gesinnung erwiesen. Wenn das evangelische Missionarhaus einmal seinen Historiker finden wird, der durch die unscheinbare Hülle seiner äußeren Existenzformen hindurchschauend die mannigfachen von ihm ausströmenden Kräfte überblickt, dann wird es hinter seinem Vorbild in der heimatlichen Kirche nicht zurückstehen. Wir bewundern den Heroismus der Missionarsfrau, die sich von ihren Kindern in jungen Jahren trennen muß, und ihre stille anspruchslose Art, mit der sie die Arbeiten in der Gemeinde übernimmt, die eingeborenen Mädchen unterrichtet, die Frauen in praktischen Fertigkeiten unterweist und nach den Seiten tätig ist, die ihrer Natur nach der Frau zufallen. Erst seit die Frau, auch die unverheiratete, in den Missionsbetrieb eingeführt ist, hat die evangelische Mission zu den indischen und mohammedanischen Frauengemächern Zugang erhalten.

Durch die Sammlung der zum Christentum Übergetretenen in Gemeinden entstehen Organisationen, die gegenüber den Verbänden der Familie, der Sippe, des Stammes und des Volks etwas Neues darstellen. Die Mitglieder der Gemeinden haben sich nicht nur von den Formen des Aberglaubens und der Geisterverehrung fernzuhalten, an denen sie sich gleich ihren Volksgenossen beteiligt hatten, sondern werden durch den evangelischen Glauben in ganz anders geartete religiöse Vorstellungen eingeführt. Inmitten der Gemeinden werden Gottesdienste abgehalten, die in ihrer äußeren Gestalt wie nach ihrem Inhalt von heidnischen Religionsübungen sich unterscheiden. Die Hauptereignisse in dem Leben des einzelnen Menschen werden durch besondere Feiern mit dem Christentum in enge Verbindung gebracht, die den Charakter von festen Sitten annehmen. Neben der Taufe und der Konfirmation ist es vor allem die Einführung der kirchlichen Trauung und des kirchlichen Begräbnisses, durch die die Christengemeinde als eine Größe für sich hervortritt. Weiter erzeugt die in der Gemeinde bestehende Schule eine neue geistige Welt, die sich von ihrer Umgebung abhebt und diesen Charakter auch dadurch nicht einbüßt, daß zahlreiche Nichtchristen diesen Unterricht besuchen, denn sie werden damit entweder dem Christentum zugeführt oder rücken wenigstens unter dessen Einfluß. Wenn Christen erkranken oder in Not geraten.

werden sie von der Gemeinde unterstützt, und wie einst die Heiden des alten römischen Reiches darüber in Staunen gerieten, daß die Christen einander überall halfen, so kann jetzt die heidnische Umgebung jeder Christengemeinde beobachten, daß Bruderliebe auch unter kleinen Leuten großes leisten kann. Die Forderung, sich von Festen fern zu halten, die einen heidnischen Einschlag haben oder nach der sittlichen Seite Bedenken erregen, bedeutet die Absonderung der Christen auf einem Gebiet, wo Beschränkungen besonders empfindlich sind. Ein Ersatz ist nicht leicht, aber notwendig, denn das Bedürfnis nach Freude ist in der menschlichen Natur tief begründet; man hat ihn vielfach in der Begründung von Vereinen gefunden und in der Pflege von Musik. Der Umstand, daß die Zugehörigkeit zu den Gemeinden dauernd an die Bedingung der Unterwerfung unter die Kirchenzucht geknüpft wird — die Verpflichtung zur Zahlung von Kirchensteuern wird, wie es scheint, nur selten als eine Last empfunden — zeigt, daß sie hoch im Werte steht. Die Christengemeinden bilden also Organisationen, die durch die in ihrer Mitte herrschenden Vorstellungen, durch die Herausbildung eigentümlicher Sitten und besonderer Ordnungen, sich von ihrer Umgebung auch in sozialer Hinsicht abheben und große Festigkeit erwiesen haben. Wir dürfen daher hoffen, daß sie nicht nur den in vielen Ländern drohenden Zusammenbruch der Gesellschaftsordnung überstehen werden, sondern auch bei dem dann folgenden Neubau gute Dienste leisten können. Dadurch fällt den Missionsgemeinden eine Aufgabe zu, die der ähnlich ist, die die christliche Kirche gelöst hat, als das römische Reich sich auflöste.

Es ist eine große Tragödie, daß die europäische Kultur durch die ihr innewohnende Kraft angetrieben, sich über die ganze Welt auszubreiten, alle Völker, deren Grenzen sie überschreitet, in schwere innere Krisen hineintreibt. Wenn nicht selten gesagt wird, daß die kulturarmen Völker unter der Berührung mit dem Europäertum hinsterben, so ist damit allerdings zu viel behauptet, denn ihr Niedergang beruht auf dem Zusammentreffen zahlreicher Faktoren. Sie liegen zum Teil in der Entwicklung der „Naturvölker" selbst, die bis zum Eingreifen solider ethnographischer Forschung durch eine geschichtslose Romantik idealisiert worden sind. Wenn wir beispielsweise an die erschreckend schnelle Verminderung der Bevölkerung auf den Hawaii-Inseln oder an die Abnahme der Maori auf Neuseeland denken, so haben wir nicht außer Acht zu lassen, daß sie durch dauernde Stammesfehden, durch Unsittlichkeit, durch Unsitten wie Menschen-

opfer und Kindesmord, durch verheerende Krankheiten bereits in eine Periode des Verfalles eingetreten und stark geschwächt waren, als Europa auf sie einzuwirken begann. Aber auf der andern Seite ist nicht zu bestreiten, daß der europäische Einfluß die Eingeborenen in eine schwere Lage gebracht hat. Die Anfangszeiten europäischer Kolonisation pflegen mit Vergewaltigungen der Eingeborenen verbunden zu sein, wenn sie auch nicht überall an das Vorgehen der Engländer in Australien oder das der Spanier in Mittel- und Südamerika heranreichen. Aber selbst dort, wo dem Eingeborenen Schutz gewährt wird, ist er dem dauernden Druck des Europäertums ausgesetzt. Der weiße Mann versucht ihn aus den fruchtbaren Landesteilen in die weniger ertragreichen abzudrängen und wirkt durch sein Dasein auf die bestehenden Verhältnisse zersetzend, auch wenn er es nicht beabsichtigt oder sogar bedauert. Diese Betrachtung drängt sich uns sowohl in Ländern auf, die ihre politische Selbständigkeit behauptet haben wie China, als bei solchen Völkern, die ihre Freiheit verloren haben und unter europäische Herrschaft gelangt sind. Das Europäertum besitzt so viele anziehende Seiten, weil es die Blüte einer langen Kulturentwicklung ist, daß es nicht nur unter militärischem oder politischem Druck, sondern in voller Freiheit als überlegene Größe anerkannt wird. Damit beginnt der typische Prozeß mit dem typischen Ausgang. Die europäische Kultur ergreift nicht nur von den Gebieten Besitz, die ihr freiwillig eingeräumt werden, sondern sie verbreitet sich, wie ein dem Blut zugeführter Stoff durch den ganzen Organismus des Volkslebens. Auf dem einmal betretenen Weg gibt es kein Halten und Zögern, die Logik und Konsequenz des ersten Schrittes ist unerbittlich, in rastloser Betriebsamkeit und unermüdlichem Vorwärtsstreben dringt die europäische Kultur erobernd vor, und zwar um so erfolgreicher, je mehr der Schein des Gewalttätigen vermieden wird. Wenn es auf Seiten der Eingeborenen, sobald ihnen ihre bedrohliche Lage zum Bewußtsein kommt, zu Widerständen und Versuchen der Selbsthilfe kommt, ist es in den meisten Fällen zu spät, um die in Gang befindliche Entwicklung aufzuhalten oder auch nur wesentlich einzuschränken. Der politisch, wirtschaftlich und geistig überlegenen Macht fällt der Sieg zu. Nach der gesellschaftlichen Seite führt diese Entwicklung zu folgenden Ergebnissen: Die Autoritätsstellung der bisherigen Machthaber wird erschüttert, wenn sie auch von Kolonialregierungen in die koloniale Verwaltung aufgenommen werden. Das europäische Wirtschaftssystem, das für seine Großbetriebe große Mengen von Arbeitskräften an einzelnen Orten zu-

sammenführt, sprengt die Familienverbände und reißt die Familien auseinander. Unter dem Einfluß der europäischen Kultur und infolge der Ausbreitung des Christentums tritt eine Zersetzung der religiösen Vorstellungen der Eingeborenen ein, dadurch aber verlieren die verschiedenen Stücke und Organe des Gesellschaftslebens die sie verbindende und tragende Kraft. Die nichtchristliche Welt der Gegenwart zeigt daher an zahllosen Punkten das Bild der Auflösung gesellschaftlicher Formen und damit die Aufgabe, sie durch einen neuen Aufbau zu ersetzen. An ihm mitzuwirken liegt nicht außerhalb des Berufes der Mission, sondern wird durch ihn gefordert.

Das Christentum die Religion der Liebe.

Keine Religion lehrt die Pflicht der Liebe gegen andere Menschen wie das Christentum, keine Religion hat daher auch etwas der christlichen Liebestätigkeit ähnliches hervorgebracht. Die evangelische Mission hat sie in die heidnische Welt hinausgetragen, und es war für sie selbstverständlich, daß sie damit die Verkündigung des Evangeliums verknüpfte. Aber die Gewährung von Hilfe irgend welcher Art wird von ihr nicht von der Zustimmung zu dieser Predigt abhängig gemacht, dient also nicht der Proselytenmacherei, sondern ist ein Mittel, das Christentum bekannt zu machen und zu zeigen, welcher Geist in ihm lebendig ist.

Im Laufe der Zeit aber stellte sich heraus, daß die Übung christlicher Barmherzigkeit nicht auf gelegentliche Hilfeleistungen beschränkt bleiben durfte, sondern besondere Veranstaltungen erforderte, die ausschließlich diesem Zweck gewidmet waren. Darauf wiesen vor allem zwei Beobachtungen hin, die auf allen Missionsgebieten sich wiederholten, und an Gewicht gewannen, je mehr das Missionswerk seit der Mitte des 19. Jahrhunderts sich ausdehnte.

Zunächst wurde festgestellt, daß alle heidnischen Völker die Erkrankung eines Menschen auf den Einfluß böser Geister zurückführen und aus diesem Grund den von einer Krankheit Befallenen meiden und ihn fürchten. Diese Vorstellungen von der Krankheitsursache führen wie im Altertum dazu, daß die Heilkunde in den Berufskreis des Zauberers oder Priesters fällt. Sie machen es auch begreiflich, daß nicht nur unter primitiven Völkern, sondern auch in China und in Indien die von christlichen Missionaren einem kranken Eingeborenen erwiesene Liebe und Freundlichkeit anfangs nicht verstanden sondern aus irgend welchen unlauteren Motiven abgeleitet

und daher mit großem Mißtrauen betrachtet wird. Diese dunklen Zusammenhänge in dem heidnischen Denken aber machen der Mission die besondere Hilfeleistung zur besondern Pflicht. Denn indem sie den Einfluß des Zauberers ausschaltet, bekämpft sie eine der festesten Stützen des Aberglaubens und sie bliebe daher auch mit der Betätigung christlicher Barmherzigkeit in dem Rahmen ihrer Aufgaben, auch wenn diese nicht zu den größten Pflichten gehörte. Es konnte ferner nicht unbeachtet bleiben, daß die Heilkunde nichtchristlicher Völker zum Teil infolge dieser abergläubischen Beurteilung des Wesens der Krankheit sich größtenteils unwirksamer oder zweckwidriger Heilmittel bedient, indem sie durch Beschwörungen, durch Opfer und abergläubische Veranstaltungen eine Genesung erzielen zu können vorgibt, oder aus Unverstand den Leidenden großen Quälereien aussetzt. Wenn es in Britisch-Indien an eingeborenen Ärzten, die auf den Landesuniversitäten sich eine gediegene Ausbildung verschafft haben, nicht fehlt, so ist doch ihr gemeinnütziges Wirken durch das Kastenwesen stark beschränkt, so daß selbst in diesem Land die Krankheitsnot ein großer dauernder Notstand ist. Mit Ausnahme von Japan, das nach der medizinischen Seite sich das Wissen Europas rasch angeeignet hat, herrschen mehr oder weniger in allen heidnischen Ländern traurige Verhältnisse ,unter der eingeborenen Bevölkerung. Davon sind auch die europäischen Kolonien nicht ausgenommen, da nirgends, auch nicht in den deutschen Schutzgebieten, die Zahl der hier stationierten Regierungs- und Militärärzte genügend groß ist, um den Eingeborenen ausreichende Hilfe zu gewähren. Die Aufgabe, das Krankheitselend unter den nichtchristlichen Völkern zu bekämpfen, ist zu verschiedenen Zeiten verschieden aufgefaßt worden. Es ist eine historisch interessante Tatsache, daß die Brüdergemeinde schon 1735 einen Missionsarzt nach Suriname entsandt hat, und sich nicht auf diesen ersten Versuch beschränkte; die Dänisch-Hallesche Mission folgte diesem Beispiel. Aber dann haben im 19. Jahrhundert Großbritannien, dessen Livingstone Memorial in Edinburg 1877 und dessen Livingstone College in London 1893 begründet wurde, und die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika die Führung in dem Ausbau der ärztlichen Mission unternommen haben. Der deutsche Protestantismus hat aber dann durch die Errichtung des Deutschen Instituts für ärztliche Mission in Tübingen 1909 eine Anstalt geschaffen, die alle ähnlichen weit übertrifft und in der kurzen Zeit ihres Bestehens der evangelischen Mission große Dienste geleistet hat. Die von dem Edinburger Weltmissionskongreß 1910 heraus-

gegebene Missionsstatistik, die den Stand der ärztlichen Mission von 1907 feststellte, gab folgende Zahlen: Missionskrankenhäuser 544, Polikliniken 988, behandelte Kranke 7 345 584, medizinische Schulen zur Ausbildung von eingeborenen Ärzten 111, Missionsärzte 982, Waiserhäuser 263, Aussätzigenasyle 88, Blinden- und Taubstummenanstalten 25, Rettungshäuser 21, Opiumasyle 103. Seitdem haben sich die Ziffern noch gehoben. Nach statistischen Veröffentlichungen aus dem Jahre 1916 ist die Zahl der Missionskrankenhäuser auf 643 gestiegen, die der Polikliniken auf 1120, die der Missionsärzte auf 1145, — von denen 658 europäische Missionsärzte, 284 Missionsärztinnen, 203 approbierte eingeborene Ärzte waren. Der deutsche Protestantismus war an der ärztlichen Mission im Jahre 1914 in der Weise beteiligt, daß er 16 Missionshospitäler, 28 Hilfskrankenhäuser und Polikliniken, 24 Aussätzigenasyle unterhielt; 16 Ärzte standen in dieser Tätigkeit, in der sie von 26 Krankenschwestern, 5 Diakonen und 61 eingeborenen Gehilfen unterstützt wurden.

Hinter diesen nüchternen Zahlen steht eine nicht zu bemessende Liebe und Opferwilligkeit. Von den mehr als siebeneinhalb Millionen Menschen die jährlich die Pflege der evangelischen ärztlichen Mission in Anspruch nehmen, werden viele, vielleicht sogar die meisten die Wohltaten rasch vergessen, die ihnen erwiesen worden sind. Denn Dankbarkeit ist eine selten anzutreffende Tugend und es ist nicht anzunehmen, daß die nichtchristlichen Völker in ihr die alte Christenheit übertreffen werden. Aber es ist schon viel gewonnen, wenn wenigstens einzelne die Hospitäler der Mission mit dem Eindruck verlassen, daß es wirklich selbstlose Menschen gibt, und daß das Christentum eigenartige Kräfte in sich birgt, die zu solcher Übung der Barmherzigkeit fähig machen. Die griechisch-römische Welt stand einst dem Christentum verständnislos gegenüber, und sah an ihm anfangs nur das, was fremd und abstoßend erschien. Dann aber begann eine allmähliche Umstimmung des Urteils, die schließlich dazu geführt hat, daß es feierlich in die Reihe der anerkannten Religionen aufgenommen worden ist. Wir wissen, daß zu den Faktoren, die diese Wandlung herbeigeführt haben, daß das Christentum eine Religion ist, die Liebe übt, d. h. das größte gibt, was gegeben werden kann. Wir haben die Hoffnung, daß die nicht-christliche Welt der Gegenwart einen ähnlichen Weg gehen wird.

Ergebnisse und Aufgaben der evangelischen Mission.

Eine Geschichte der evangelischen Mission in dem gegenwärtigen Weltkrieg ist noch nicht möglich, wir stehen noch mitten in dem Ringen der Völker, wir überschauen nicht einmal klar die schwere Zeit, die hinter uns liegt. Wir können daher die Bilanz der letzten Jahre jetzt noch nicht ziehen und entbehren damit zugleich für alle Ausblicke in die Zukunft des festen Ausgangspunktes. Dagegen steht schon jetzt fest, daß durch die lange Dauer des Krieges und durch die erschütternden Ereignisse, die sich auf den Missionsgebieten abgespielt haben, ein Wendepunkt in der Entwicklung des evangelischen Missionswesens eingetreten ist, durch den die gesamte vorangehende Zeit den Charakter einer abgeschlossenen Periode erhält. Diese Sachlage ermöglicht uns, einige Ergebnisse festzustellen und auf einzelne Aufgaben hinzuweisen, die eine Lösung fordern, wie auch immer die zur Zeit noch unübersehbaren Verhältnisse sich für die evangelische Mission gestalten werden.

Die Geschichte der evangelischen Mission spielt sich nur zum Teil in nichtchristlichen Ländern ab, denn sie umfaßt zugleich einen bedeutsamen Ausschnitt aus der Geschichte des kirchlichen Lebens aller protestantischen Völker, die an der Aussendung von Missionaren beteiligt sind. Gelegentlich ist sogar die Frage aufgeworfen worden, ob die heimatliche Kirche von der Mission nicht einen noch größeren Segen gehabt hat als die Länder, die ihr Ziel sind. In jedem Fall steht fest, daß das Missionswerk in der Tat auf alle mit ihm in Verbindung stehenden Kreise der Heimat eine sie fördernde Rückwirkung ausgeübt hat. Der deutsche Protestantismus verdankt ihm eine starke Anspannung seiner religiösen Energie und auch die Anregung zu einer erheblichen Opferwilligkeit; im Jahre 1914 überschritten seine Missionsgaben die Summe von 10 Millionen Mark. Der Missionsgedanke hat den Schatz unserer Kirchenlieder und die Erbauungsliteratur wesentlich bereichert, die ihm dienenden „Missionsstunden“ sind lange Zeit von großem Einfluß gewesen und besitzen in manchen Gegenden noch heute ihre alte Anziehungskraft, die Missionsfeste haben sich fast überall eingebürgert und sind nicht selten zu großer Volkstümlichkeit gelangt, in dem kirchlichen Vereinswesen, das dem Verlangen nach engerem Zusammenschluß Gleichgesinnter zur Erreichung bestimmter Zwecke Rechnung trägt, bilden die Organisationen, die sich in den Dienst der Mission stellen, eine sehr beträchtliche Gruppe. Es ist endlich das unbestreitbare Verdienst der

in die Ferne weisenden Aufgabe der Ausbreitung des Christentums, daß in dem Protestantismus der ökumenische Geist lebendig geworden ist, den jede Kirche braucht, um den Gefahren der Einseitigkeit zu entgehen.

Das Verhältnis zwischen Mission und Kirche hat sich im Laufe des 19. Jahrhunderts von Grund auf umgewandelt. Alle Landeskirchen stehen zu ihr jetzt in freundlichen Beziehungen und unterstützen sie auf mannigfache Weise, die Tätigkeit für die Mission ist als ein Teil der kirchlichen Berufsarbeit anerkannt. Falls das Missionswesen über seinen gegenwärtigen Bestand hinaus sich erheblich erweitert, ist sogar zu erwarten, daß die Verbindung zwischen den nicht auf freikirchlichem Boden stehenden Missionsgesellschaften und den ihnen geistesverwandten Landeskirchen sich noch enger gestalten wird. Das Thema „Mission und Kirche" wird in anderer Weise auch durch die weitere Entwicklung der Missionsgemeinden draußen gestellt werden. Denn während im Katholizismus das Verhältnis der Mission zur Kirche dogmatisch und rechtlich fest bestimmt ist, bestehen auf protestantischer Seite Verhältnisse, die einer Klärung bedürfen werden, falls die Zahlen der zum evangelischen Glauben Übergetretenen weiter so wachsen, wie es in den letzten Jahrzehnten geschehen ist.

Die theologische Wissenschaft stand der evangelischen Mission zuerst feindlich gegenüber und bestritt das Recht ihrer Existenz; dann folgten lange Zeiten, in denen zwischen Theologie und Mission nur geringe Beziehungen bestanden; die neueste Zeit brachte beiden Größen die Erkenntnis, daß sie gegenseitig voneinander zu lernen haben. Dafür ist in dem letzten Menschenalter vor allem Gustav Warneck eingetreten, dem das evangelische Missionswesen wertvolle und vielseitige Anregung verdankt. Da die geschichtliche Entwicklung der Mission in den einzelnen Missionsgebieten und die Missionspraxis nach der theoretischen wie religionsgeschichtlichen Seite und in anderen für sie wichtigen Richtungen den Gegenstand der Forschung bilden, handelt es sich um Arbeitsgebiete von großer und dauernd wachsender Ausdehnung. Die eingeleitete Arbeitsgemeinschaft zwischen Mission und Theologie hat schon manche schöne Frucht gezeitigt, noch größeres erwarten wir von der Zukunft. Niemand fordert dringender die Mitarbeit der theologischen Wissenschaft an der Lösung der schwierigen Probleme, die sich aus der Auseinandersetzung zwischen Christentum und Heidentum ergeben, als die Männer, die ihr Leben dieser Aufgabe

gewidmet haben, und ebenso klar ist es auf der anderen Seite, daß eine Fülle wertvollster Erfahrungen und eigenartiger Anregungen aus den Ländern zu uns zurückströmt, wo die Religionen miteinander ringen und dabei zu zeigen haben, was sie heute vermögen, nicht was sie früher gewesen sind.

Die Mission war vielleicht niemals größer als zu der Zeit, da die ersten deutschen Sendboten still und gelassen ihre Heimat verließen, ohne Hoffnung, sie wiederzusehen, und in entsagungsvoller Tätigkeit die ersten kleinen Gemeinden sammelten. Seitdem ist vieles anders geworden. Die Zahlen der Mission sind gewachsen, die Gemeinden haben sich vergrößert und vermehrt, es sind große Organisationen ins Leben getreten, die Mission ist eine Einrichtung geworden, die in der Öffentlichkeit ihren festen Platz hat und als solche behandelt wird. In jedem Stadium ihrer Entwicklung sind warnende Stimmen laut geworden, die auf die Gefahr der Veräußerlichung, der Verweltlichung und der Vermischung mit Verhältnissen, die dem innersten Wesen der Mission fremd sind, hingewiesen haben; sie fehlen auch heute nicht. Diesen Mahnungen nachzudenken, wird immer eine ernste Pflicht sein. Aber daneben besteht die Tatsache, daß die Mission zu den Formen, die sie jetzt hat, auf dem Wege einer notwendigen geschichtlichen Entwicklung gelangt ist. Als einst aus den kleinen losen Vereinigungen der Christen des apostolischen Zeitalters im Laufe von etwa drei Generationen die Kirche entstand, die mit dem festen Bau ihrer Verfassung und ihren wohlgefügten Ordnungen die Stürme der Verfolgungszeiten überdauerte und den Sieg über die griechisch-römische Welt davontrug, ist dieser Entwicklungsgang nicht ohne manche Veränderung in ihrem Innern durchlaufen worden, die Besorgnisse wach rief. Aber das Christentum ist durch diese Umgestaltung die Macht geworden, die ihm einen unermeßlichen Einfluß auf große Völkermengen erschlossen hat. Die evangelische Mission geht zwar nicht den gleichen, aber in mancher Beziehung einen ähnlichen Weg. Die gegenüber ihrer Vergangenheit in vieler Hinsicht neue Lage, in der sie sich jetzt befindet, stellt ihr Aufgaben von so ungeheuren Dimensionen, daß sie sich gar nicht abgrenzen lassen. Indem sie in die große, weite, nichtchristliche Menschheit das reformatorische Christentum hinausträgt, ist sie der Führer des Protestantismus auf dem Wege zur Weltreligion. Als die ersten Missionsversuche unternommen wurden, dachte niemand an diese Ziele, aber sie haben sich allmählich enthüllt, als die Welt für die christliche Predigt sich öffnete. Indem die evangelische Mis-

sion ihre Arbeitsmethode auf sie einstellte, wurde sie sich nicht untreu sondern hat den Geist des Evangeliums zur vollen Entfaltung gebracht.

Da die christliche Missionstätigkeit noch nicht abgeschlossen ist, ist es in manchen Beziehungen schwer, ja unmöglich, ihre Ergebnisse festzustellen, soweit sie sich nicht in Zahlen zusammenfassen lassen. Aber in einem und zwar dem wichtigsten Punkt liegen bereits klare und einwandfreie Resultate vor. Das evangelische Christentum hat die Fähigkeit bewiesen, nicht nur einzelne Menschen, sondern ganze Völker umzubilden, sie von Grund aus zu erneuern, ihrem Leben einen höheren Inhalt zu geben. Es ist ihm gelungen, die Bevölkerung der Inselwelt der Südsee von den niedrigsten Formen menschlicher Gesittung emporzuheben und in zwei bis drei Generationen Entartungen, wie sie der Kanibalismus darstellt, vollständig zu überwinden. Es gibt keine zweite Religion, die eine ähnliche erzieherische Kraft betätigt hat. Der Islam reicht auch in diesem Stück nicht an das Christentum heran.

Wir machen ferner die Beobachtung, daß das Christentum jedes Volk, an das es herantritt, zwingt, zu ihm Stellung zu nehmen; es läßt sich nicht ignorieren. Die christliche Gedankenwelt übt eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus, vieles wird zwar zunächst nicht verstanden und vieles wird abgelehnt, aber man beschäftigt sich mit dem Christentum und kommt nicht von ihm los. Oft ist es zuerst energisch zurückgewiesen worden, aber nirgends war damit das letzte Wort gesprochen. Es hat vielmehr unter allen Völkern, unter allen Rassen und auf allen Kulturstufen Menschen angetroffen, die sich seiner Führung anzuvertrauen bereit waren, und wenn sie diesen Schritt getan hatten, dadurch zu einem inneren Frieden gelangt sind, den ihnen die Religion, der sie früher angehörten, versagt hatte. Dem Urteil des christlichen Glaubens tritt also die geschichtliche Erfahrung zur Seite, daß das Christentum, indem es das Verlangen jedes Menschen nach Befreiung von Schuld befriedigt und ihm den Weg zu Gott zeigt, der ganzen Menschheit etwas zu bringen vermag, was sie entbehrt, aber in keiner anderen Religion finden kann.

Die evangelische Kirche ist erst spät in die Missionsarbeit eingetreten, aber es hat sich dann gezeigt, daß es vorübergehende Hemmungen gewesen sind, die sie lange Zeit daran verhindert haben, an der Ausbreitung des Christentums mitzuwirken.

Die Ursache ihrer Fernhaltung war nicht ein Mangel an innerer Kraft. Seit in der Mitte des 19. Jahrhunderts die für sie früher bestehenden Schranken gefallen sind, steht ihre Mission unter dem Zeichen rastlosen Vorwärtsstrebens und die Liste der missionslosen Länder hat sich rasch verringert.

Wir sind auf dem Wege dazu, daß alle Teile der Welt zueinander in Beziehung treten, und eine gemeinsame Geschichte der Menschheit sich anbahnt. In diesen großen Prozeß, der alle denkbaren Beziehungen und den Austausch aller materiellen, geistigen und sittlichen Güter zusammenfaßt, greift das Christentum durch seine Mission ein und kämpft für den Gedanken einer christlichen Menschheit, der alle Nationalitäten überragt und doch keine erdrückt. Wir hegen die Zuversicht, daß der Protestantismus der Größe dieser Aufgabe gewachsen ist.

Inhalt.

Seite

Ausbreitung des Christentums und christliche Mission . . . 1

Die Geschichte des Missionsgedankens in der ev. Kirche

Das Zeitalter der Reformation 5
Das Eingreifen protestantischer Mächte in die Kolonialgeschichte und die Anfänge evangelischer Mission 9
Die Begründung der deutschen Mission durch den Pietismus . . 11
Allgemeine Voraussetzungen für die Entwicklung des protestantischen Missionswesens seit dem Ende des 18. Jahrhunderts 16
Das Missionswesen in Großbritannien und den andern außerdeutschen Ländern 22
Die Entwicklung des Missionswesens in Deutschland 27
Die Organisation der evangelischen Mission 37

Das Werden und Wachsen evangelischer Missionsarbeit

Die nichtchristliche Völkerwelt in den einzelnen Erdteilen . . 41
Japan S. 42. — Korea S. 46. — China S. 46. — Vorderindien S. 57. — Niederländisch-Indien S. 65. — Ozeanien S. 68. — Amerika S. 67. — Afrika S. 70.

Die Eigenart der evangelischen Missionsarbeit

Das Wesen der evangelischen Mission 76
Die Verschiedenheit der Missionsgebiete 81
Heidenchristliche Gemeinden und Eingeborenenkirchen 84
Die Mission als Vermittler von Bildung 92
Die Begründung einer christlichen Gesellschaft 99
Das Christentum die Religion der Liebe 110
Ergebnisse und Aufgaben . . . . . 113—117

Druck von Hartmann & Wolf, Leipzig.

46042

BV
2400
M35
1917

46042

Mirbt, Karl
Die evangelische
mission.

DATE	ISSUED TO

Mirbt...
Evangelische...

LIBRARY
SOUTHERN CALIFORNIA SCHOOL
OF THEOLOGY
CLAREMONT, CALIF.

PRINTED IN U.S.A.